Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

48. Jahrgang | 3. März 1934 | Nummer 5

Inhalt

Heiden . . . . . Martin Rade

Gedanken über das Vaterunser . . . . . Herbert von Krumhaar

Moderne Naturfrömmigkeit (Erstes Stück) . . . . . Johannes Naumann

Wie die Fronten sich kreuzen . . . . . Hermann Mulert

Hermann Schusters Religionspädagogik . . . . . Heinrich Weinel

Johannes Müller-Elmau . . . . . Friedrich Pfäfflin

Von Johannes Müllers neuestem Buch „Die Verwirklichung des Reiches Gottes" . . . . Maurus Gerner-Beurle

Stefan George . . . . . Werner Schultz

Papstgeschichte . . . . . Gustav Krüger

Berliner Religionsgespräche (Schluß) . . . . . August Schowalter

Aus meiner Kindheit (Siebentes Stück) . . . . . Daniel Greiner

Der Heiland . . . . . Hedwig Petermann

Rosenberg über den Kampf um die Weltanschauung . . . . . Hermann Mulert

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

BÜCHER DES LEBENS

Adolf Keller: Von Geist und Liebe
Ein Bilderbuch aus dem Leben. Mit 39 Bildern. M. 4.80, Leinen M. 5.80
„Ein Buch für suchende Menschen, voll der Fähigkeit, das gegenwärtige Leben so zu beleuchten, daß es transparent für Christus werden kann."
Hessisches Kirchenblatt

Adolf Keller: Auf der Schwelle
Einsichten u. Ausblicke in die tiefere Wirklichkeit. 4. Aufl. M. 3.60, Leinen M. 4.40
„Möchten noch viele Tausende der großen Gemeinde hinzuwachsen, die sich um diese schöne, tiefe Gabe des bekannten Verfassers seit ihrem ersten Erscheinen dankbar sammeln."
Deutsches Pfarrerblatt

Das proletarische Schicksal
Ein Querschnitt durch die Arbeiterdichtung der Gegenwart. Herausgegeben von Hans Mühle. Mit Bildern von Käthe Kollwitz, Frans Masereel, Rudolf Schiestl und Otto Kast. 9. u. 10. Tausend. Kart. M. 3.40, Ganzleinen M. 4.50
„Dieser Querschnitt durch die Arbeiterdichtung der Gegenwart ist Bekenntnis einer harten Wirklichkeit, einer echten Gemeinsamkeit und einer lebendigen Hoffnung, die in unseren Tagen Erfüllung finden will. Für die gesamte Öffentlichkeit ist dies Buch eine Verpflichtung, die darin besteht, den Sorgen und Nöten und zugleich den Freuden und Hoffnungen des deutschen Handarbeiters ein brüderliches Verstehen entgegenzubringen."
Der Reichsbote

Das Buch der Stunde
Ein Ruf für jeden Tag des Jahres. Aus allen Religionen und aus der Dichtung gesammelt von Paul Eberhardt.
4. veränderte Aufl. Ganzleinen M. 4.80
„Es entspricht der Sehnsucht nach geistiger Einigung, wenn der Verfasser dieses Buches aus allen Religionen, aus ferner Vergangenheit und unmittelbarer Gegenwart Stimmen von Propheten, Psalmisten, Dichtern, Denkern zu einem vielstimmigen Chor zusammenfuhrt; für jeden Tag, ja man kann sagen für jede stille Stunde ein Ruf. Ein weltliches Andachtsbuch, ein Laienbrevier."
Die Literatur

Matthias Claudius: Gedichte
Mit Bildern aus dem Familienkreise. Gebunden M. 2.25
„Mit Liebe und Geschmack ausgestattet, von einem ausgezeichneten, die Bedeutung des Dichters erschöpfenden Nachwort begleitet, wendet sich dieses schlichte Werk der Pietät an Leser reinsten Fühlens, also an einsame Zeitgenossen."
R. v. Schaukal (Literarisches Zentralblatt)

Der Gral. Ein Born der Erkenntnis aus Büchern der Weisheit.
Herausgegeben von Emy Pfichel. Ganzleinen M. 3.—
„Diese Anthologie ist still und schlicht wie ein Freund und will in Stunden des Leides und der Bedrängnis aufgeschlagen werden von dem, der seelischer Förderung bedarf. Wer dieses Buch recht zu nutzen weiß, dem wird es sein wie eine goldene, milde Lampe, die auch die dunkelste Stunde erfüllt mit wärmendem, gottgesandtem Licht."
Ostdeutsche Monatshefte

Georg von Hassel: Die Verteilung der Erde
Eine historische Erzählung aus deutscher Vergangenheit. Mit 2 Karten.
M. 3.—, Ganzleinen M. 5.—, Volksausgabe M. 4.—
„Eine sehr gute Lektüre für die reifere Jugend, denn sie führt tief in die deutsche Vergangenheit hinein und bietet genug von der Romantik des Fernen und der weiten Welt."
Das Deutsche Buch

Wladimir Brenner: Das Gottestheater
Roman. Ganzleinen M. 4.—
„Ein sehr lesenswertes Buch, in dem es Brenner gelingt, neben Tolstoi und Dostojewski einen eigenen Ton anzuschlagen. Bis in den Stil hinein spüren wir, daß er es ernst meint und eine verhaltene Inbrunst hegt."
Deutsche Zeitung

Walther Classen: Eintritt des Christentums in die Welt. Der Sieg des Christentums auf dem Hintergrunde der untergehenden antiken Kultur. Mit 1 Kartenskizze. Leinen M. 8.—
„... versucht die ganze Entstehung des Christentums von den ersten Tagen Jesu an bis in die nachaugustinische Zeit hinein in fortlaufender Darstellung nachzuzeichnen. Mit tiefer Ehrfurcht geht er den Schritten des Herrn nach und gibt eine in ihrer Art klassisch anmutende Erzählung der evangelischen Tatsachen. So sollte Kirchengeschichte geschrieben werden! So sollten die großen Zeiten u. Tage der Welt u. unseres Volkes neu beschrieben, d. h. recht ‚gestaltet' werden."
Buch u. Botschaft

LEOPOLD KLOTZ VERLAG, GOTHA

Die hervorragendste deutsche Literaturzeitschrift
Hamburger Fremdenblatt über

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Das Literarische Echo. 36. Jahrgang

Die Zeitschrift widmet sich mit der innigsten Hingabe dem Dienst an unserer deutschen Literatur, sie sieht eine zweite national nicht minder bedeutsame Pflicht darin, daß sie dem Ausland weiterhin unsere Dichtung vertraut macht, während sie aus den fremden Literaturen alles das vermitteln will, was für uns hier wertvoll und bereichernd ist. Besondere Sorgfalt soll bei der kritischen Beratung des Lesers geübt werden: strenge Auswahl des Besprochenen wie der Besprechenden soll hier einen sinnvollen Überblick verbürgen. In einem nicht eng-literarischen und niemals hochmütig-akademischen, sondern kulturpolitisch lebendigen Aufsatzteil will die Zeitschrift das geistige Leben der Nation spiegeln, in Liebe der deutschen Sprache dienen, das Gedächtnis unserer Großen bewahren.

Vierteljährlich M 5.–, Einzelheft M 2.–, Probehefte kostenlos.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART UND BERLIN

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 5 — Gotha, 3. März 1934 — 48. Jahrgang

Inhalt: Heiden [Sp. 189] — Gedanken über das Vaterunser [Sp. 191] — Moderne Naturfrömmigkeit [Sp. 191] — Wie die Fronten sich kreuzen [Sp. 195] — Hermann Schusters Religionspädagogik [Sp 197] — Johannes Müller-Elmau [Sp. 201] — Von Johannes Müllers neuestem Buch „Die Verwirklichung des Reiches Gottes" [Sp. 204] — Stefan George [Sp. 206] — Papstgeschichte [Sp. 211] — Berliner Religionsgespräche [Sp. 215] — Aus meiner Kindheit [Sp. 221] — Der Heiland [Sp. 224] — Rosenberg über den Kampf um die Weltanschauung [Sp. 224] — Bücher und Schriften: Jungfrauensohn und Krippenkind (Dibelius); Zwingli (Stickelberger); Friedrich Zimmer, ein deutscher Volkserzieher (Stölten); Die neugermanischen Religionsbildungen der Gegenwart (Müller); Die 25 Thesen der Deutschreligion (Bergmann); Christentum deutsch (Engelke); Sozialismus und Religion (Linden); Die Kirchen und der Krieg (Frick); Lebensphilosophie der Gegenwart (Lersch); Paul-Ernst-Gedenkbuch; Neudeutsche Kunsterziehung (Fegeler-Felkendorff) [Sp. 227] — Chronik [Sp. 231] — Verschiedenes: Die Zeit des Kreuzes; Vom Kampf in der Kirche [Sp. 235] — Anzeigen

Heiden

Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.
Matth. 8, 10

Es war ein Heide, der Hauptmann von Kapernaum, über den Jesus dies Wort sprach. Und er gedachte an die Verheißung Jesaias (49, 12) und weissagte mit ihm: „Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tische sitzen."

Er war ein Heide, beinah hätte ich gesagt: ein Nichtarier, in diesem Fall: ein Nichtjude, blutfremd dem auserwählten Volke. Ein Heide, und doch! Jesus hat nicht viel mit Heiden zu tun gehabt. Aber eine ganz ähnliche Erfahrung wie mit dem Hauptmann hat er mit der Frau aus Syrophönizien gemacht (Mark. 7, 25 ff, Matt. 15, 22 ff). Zwar wußte er noch sich gesandt nur „zu den verlorenen Schafen aus dem Volke Israel". Aber schon durchbrach das Heil, das er brachte, die Grenze. Und bald erbebte die Seele derer, die aus Juden die ersten Christen geworden waren, von dem Erlebnis, „daß auch auf die Heiden die Gabe des Heiligen Geistes ausgegossen ward" (Apg. 10, 45).

„Heiden." Das Wort hat im Alten Testament keinen guten Klang. Und den behielt es so auch im schlichten Sprachgebrauch des Neuen. Aber schon denkt Paulus darüber nach, wie „die Heiden, die das Gesetz nicht haben, doch von Natur tun des Gesetzes Werk" (Röm. 2, 14), und die Kirche des Gekreuzigten richtet sich auf als das Eine Heiligtum für beide, Juden und Heiden: den Zaun, der dazwischen war, hat Christus abgebrochen (Eph. 2, 14 ff.).

„Heiden." Der Name hat seine Geschichte. Und diese Geschichte ist schon seit einer Weile in eine neue Phase eingetreten.

Als wir Kinder waren, bekamen wir von den Heiden einen schlimmen Begriff. Menschenfresser und Teufelsanbeter. Die Missionare mußten hin zu ihnen, um sie Menschlichkeit und Tugend zu lehren. Heute redet nicht nur der Religionsgeschichtler mit Respekt von Religion und Sitte der nichtchristlichen Völker; gerade auch die Missionschristen wissen Gutes, ja Beschämendes von ihnen zu sagen und Gedanken aus ihnen herauszuholen, die gleichsam darauf warten, ihren letzten Schluß zu gewinnen in dem Einen: Jesus Christus.

Nun aber hallt unser eignes Haus wider von den Rufen: Hie Heide, hie Christ!

Der bayrische Kultusminister Schemm hat neulich in einer Rede, die er in Berlin und in Kiel hielt, sich „gegen den ungeheuerlichen Vorwurf" gewandt, „der Nationalsozialismus predige eine Art Heidentum". Und dieser Vorwurf ist in der Tat ungeheuerlich, wenn man doch weiß, daß § 24 des nationalsozialistischen Programms „das positive Christentum" mit hineinnimmt in das Fundament des Neubaus. Aber der Name „Heiden" ist ja heute bei uns viel weniger als Scheltwort aufgekommen denn als Kennwort von solchen, die sich selber damit kennzeichnen wollten. Ein Hüben und Drüben wollte sich damit scheiden; für den Streit der Geister sollte eine klare Formel gewonnen sein: Dort Christ, hier Heide.

Nun soll an dieser Stelle dem Sachverhalt nicht nachgegangen werden. Das geschieht sonst zur Genüge und wird weiter geschehen, auch in diesem Blatt. Nur zur Besinnung möchten wir alle Beteiligten einladen, ob damit unserem Volke und ob dem Reiche Gottes, das wir alle wollen, ein Dienst geschieht, wenn wir den Heiden-Namen als positive Größe wieder bei uns einführen.

Man kann das natürlich tun ohne allen Haß. Man kann dies neue „Heidentum" füllen mit allem nur denkbaren positiven Gehalt, den man, wie die Dinge liegen, vornehmlich aus den Urgründen der germanischen Seele heraufholen würde. Es kann daraus ein so achtbares, so tiefsinniges Gebilde werden, daß wir es nur mit Ehrfurcht anschauen dürften, auch wenn wir zu dessen Gunsten unser Christentum nicht ablegen könnten. Aber diese Entwicklung setzt so viel Zartheit von beiden Seiten, so viel inneres Verständnis in allen Volksschichten voraus, daß man ein freudiges Zutrauen dazu, es möge so gehen, kaum aufbringen kann.

Ist es dann nicht einfacher, man läßt dieses Schlagwort bei den Gräbern, in denen unsre alten Heidenväter ruhen, die man ja doch auch nicht wieder lebendig machen kann?

Indem wir das denen anheimgeben, die nach dem alt-neuen Namen so großes Gelüsten tragen, möchten wir den Andern noch etwas Andres sagen. Erstens Apostelgeschichte 5, 39. Es ist zwar von Gamaliel, aber es steht doch nicht umsonst in der Bibel. Zweitens das Wort vom „unbewußten Christentum". Es war einmal sehr beliebt. Dann wurde es in den Bann getan. Vielleicht ist es Zeit, daß man es von dem Fluch befreie.[1]) Man kann aber drittens mehr sagen. Dieses neue Heidentum, so wie es sich jetzt gibt, will und wird ohne Jesus Christus nicht sein. Halten wir uns doch nicht an die Extravaganten (wie wir in der Polemik so gerne tun). Und richten wir nicht voreilig den zerbrochenen Zaun wieder auf! Mitten durch unser deutsches Volk hindurch. Ich denke, es gibt jetzt endlich die große geistige Einheit? Wenn nicht, doch wenigstens eine noch nicht dagewesene Einigkeit! Da ist „die dritte Konfession" immer noch besser als das neue „Heidentum". In ihr lebt noch Bewußtsein des christlichen Erbes fort!

[1]) Unter den „Heften zur Christlichen Welt" ist eins vom Jahr 1905: „Unbewußtes Christentum". Das könnte vielleicht dazu helfen.

Wir könnten auf diesem Wege von den Liebhabern der deutschen Frömmigkeit viel lernen, ohne hergeben zu müssen, was wir haben. „Deutsches Christentum" ist kein Wahn. „Christliches Deutschtum" auch nicht. Es soll auch in Gottes Namen ein Jedes „nach seiner Fasson selig werden". Aber (um ein Paulusbild zu gebrauchen) das Edelreis Jesus Christus ist in den Oelbaum deutscher Nation seit Jahrhunderten eingesenkt und zu blühendem Leben gediehen (trotz allem!), so daß es um des Baumes willen eine Unmöglichkeit ist, es herauszureißen. R

Gedanken über das Vaterunser

Am Anfang und Ende des Vaterunsers steht die gleiche Vollendung: die Majestät Gottes. Vater unser, der Du bist im Himmel. (Denn) Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Die letzte Bitte zeigt die unterste Stufe: Erlöse uns von dem Uebel. Ein Notschrei. Er zeigt uns die Lage, die Not, in der wir sind. Die vorletzte Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung", ist ein Hilferuf, da wir an der Notlage, dem Uebel, selber schuld sind und uns nicht helfen können. Die nächstvordere Bitte fleht, daß uns diese unsere Schuld vergeben werde, wenn wir selbst die Schuld erlassen haben denen, die an uns schuldig geworden sind. Und die Gnade Gottes ist so groß, daß Er uns das tägliche Brot gewährt. (Die Not der Einzelnen ist damit überwunden; er findet, für sein Leben wird gesorgt.)

Damit beginnt aber erst die Aufgabe, der Weg. „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden." Die Aufgabe ist ein Sich-Aufgeben: Dein Wille, nicht mehr unser Wille geschieht. Daß dies möglich wird, dazu muß unser eigener Wille, unser Selber-Wollen immer wieder gebrochen werden. Vor dem, daß Gott uns gebrauchen kann, Seinen Willen zu tun, Vollstrecker Seines Willens auch für Andere zu werden, steht unwandelbar das Kreuz: Nicht wie ich will, Herr, sondern wie Du willst.

Dein Reich komme, ist die Verheißung, die uns winkt, wenn wir Gottes Willen zu gehorchen, Seine Weisung zu befolgen bereit sind. Der Anbruch der Gottesherrschaft beginnt in uns, Sein Reich wird Wirklichkeit und kommt auf Erden.

„Geheiligt werde Dein Name", ist der Vorhof zum Allerheiligsten. Der Allerheiligste Name Gottes, des Vaters, darf von uns angerufen werden, die wir seine Kinder heißen dürfen. Vater unser, der Du bist im Himmel: in dieser Anrufung dürfen wir ganz zu Ihm kommen, ohne Scheu. Nichts Trennendes steht mehr zwischen uns; nicht anders ist das Verhältnis als das des Kindes zum Vater, des Vaters zum Kind. Durch den Sohn Jesum Christum sind wir selber zu Söhnen dieses himmlischen Vaters geworden. Und dieser Allmächtige, Heilige Gott, dessen Kindschaft wir erbten, ist zugleich Der, dessen Reich in Seiner Kraft und Herrlichkeit in Ewigkeit besteht.

Herbert von Krumhaar

Moderne Naturfrömmigkeit

in ihrem Verhältnis zur kirchlichen Frömmigkeit dargestellt und beurteilt.

1. Die allmähliche Loslösung der Naturfrömmigkeit von der Kirchenfrömmigkeit. 2. Die Eigenart der modernen Naturfrömmigkeit. 3. Die Stellung der kirchlichen Frömmigkeit zu ihr. 4. Gibt es eine Verständigung?

Das deutsche Volk sucht nach einer geistigen Einheit. Sie muß aus einer unmittelbaren Frömmigkeit ihre Kraft gewinnen, wenn sie Leben und Bestand haben soll. Wir sind von einer solchen einheitlichen Frömmigkeit noch weit entfernt. Das Haupthindernis besteht darin, daß wir zwei verschiedene Ausprägungen der Frömmigkeit, fast müssen wir sagen, zwei Religionen haben: eine Geschichtsreligion, die sich auf vergangene — bis in die Gegenwart fortwirkende — höchste Gottesoffenbarungen gründet, und eine Gegenwartsreligion, die aus der inneren Verbundenheit mit dem Weltall ihre Kraft zieht.

Wir täuschen uns über die Schärfe des Gegensatzes hinweg, teils weil wir an das Nebeneinander allzusehr gewöhnt sind, teils weil der Gegensatz zumeist nicht in voller Schärfe zutage tritt, sondern durch tausendfache Mischformen gebrochen, gemildert erscheint. Wir kirchlich erzogenen und kirchlich eingestellten Menschen sind am wenigsten geneigt, ihn in seiner vollen Schärfe anzuerkennen, weil wir mit ganzer Seele darauf bedacht sind, an dem Satz festzuhalten, daß unser kirchliches Christentum unserem Volke Alles bietet, was es für die Seele nötig hat. Es liegt uns nahe zu sagen: in unserer kirchlichen Frömmigkeit besitzen wir außer dem Evangelium von Jesus Christus auch die Naturfrömmigkeit, denn „Ich glaube an Gott den Vater, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde". Aber dieser erste Glaubensartikel ist im Glaubensleben vieler der ernstesten Kirchenchristen gegenüber dem zweiten Artikel so verblaßt, daß die Naturgläubigen niemals anerkennen werden, wir hätten diesen Weltengott in seiner ganzen Größe erfaßt. Darum glauben sie ein Recht darauf zu haben, daß sie sich von der kirchlichen Frömmigkeit trennen; diese Lostrennung zerreißt aber die geistige Einheit an ihrem empfindlichsten Punkte.

Der innerkirchliche Zwiespalt der neuesten Zeit greift zum Teil auf diesen verborgenen Gegensatz zurück. Die Klärung wird dadurch schwieriger, daß durch die stärkere Betonung der Rasse und der Macht des Blutes umwälzende Gedanken in die Debatte und in das Gefühlsleben hineingeworfen werden. Es wäre verfrüht, schon jetzt davon zu reden, welchen Einfluß diese Gedanken auf die Volksfrömmigkeit und zugleich auf die Theologie haben werden. Um so mehr aber ist es notwendig, daß wir kirchlichen Menschen uns klar sind über die Kluft, die zwischen den bereits bestehenden Ausprägungen der Frömmigkeit sich herausgebildet hat und den einheitlichen Zusammenschluß unseres inneren Lebens verhindert, mag uns das Ergebnis lieb oder leid sein.

Mit denen, welchen dieses Problem auf der Seele brennt, suche ich Verständigung und Austausch. Wir wollen an die Frage herantreten, ob eine Ueberbrückung der Kluft im Bereiche der Möglichkeit liegt.

1. Die Lösung der Naturfrömmigkeit vom Kirchenglauben

Die Vorgeschichte dieser Trennung ist so langwierig und so wechselvoll, daß sie nur in einigen vereinfachenden Strichen angedeutet werden kann.

In seinem „Wesen des Christentums" schreibt Adolf Harnack, nachdem er den Kampf des Urchristentums mit dem Heidentum beleuchtet hat:

Was hat die zum Katholizismus entwickelte Kirche geleistet? Sie hat den Naturdienst, den Polytheismus (und die politische Religion) bekämpft und mächtig zurückgedrängt... Aber, wendet man ein, Kampf und Sieg gegenüber dem Naturdienst und dem Polytheismus war etwas Geringes; sie waren schon morsch und hohl und besaßen nur noch wenig Kraft. Der Einwand ist nicht richtig. Gewiß, viele Gestaltungen dieser Art von Religion waren von der Zeit überholt und dem Untergang nahe; aber sie selbst, die Naturreligion, war ein gewaltiger Gegner. Noch heute vermag sie unsere Seelen zu berücken und mächtig die Saiten unseres Gemütes zu rühren, wenn ein begeisterter Prophet sie verkündet — wie viel mehr damals. Das hohe Lied von der Sonne, die allem Lebendigen Leben gibt, hat selbst einen Goethe zeitlebens mit religiöser Gewalt ergriffen und ihn zu einem Sonnenanbeter gemacht. Wie hinreißend aber war dieser Hymnus in jenen Tagen, da die Wissenschaft die Natur noch nicht entgöttert hatte! Das Christentum hat die Naturreligion überwunden, überwunden nicht nur für diesen oder jenen Einzelnen — das war immer geschehen —, sondern so, daß nun eine große, feste Gemeinschaft da war, die durch eindrucksvolle Lehren den Naturdienst und Polytheismus widerlegte und der tieferen religiösen Stimmung Halt und Stütze bot.

Dasselbe Urteil in künstlerischer Sprache gibt Max Klinger ab in seinem Bilde „Christus im Olymp": In den Kreis der antiken Götter tritt Christus ein und reicht der vor ihm niedersinkenden Psyche die Hand. Die lebensfrohen Götter der Antike erblassen in Todesschauer. Das Zeitalter der Sinnenfreude ist vorbei; „es glänzet der Christen inwendiges Leben". Die Botschaft von der Begnadigung des sündigen Menschen erobert die Welt. Der Kirchenvater Augustin, der aus eigenstem Erleben heraus diese Botschaft als den

Kern des christlichen Glaubens dargestellt hat, beherrscht das Glaubensleben des Mittelalters, soweit es innerlich fromm ist; und durch die Reformationszeit hindurch bis zur dialektischen Theologie der Gegenwart läßt sich feststellen: je mehr in einer Zeit lebenswarme Kirchlichkeit vorhanden ist, um so mehr wird dieses Allerheiligste des christlichen Glaubens gepflegt und verehrt, während die Glaubensaussagen des ersten Artikels nur bis in den Vorhof führen.

Sollte aber die urwüchsige Naturfrömmigkeit es sich auf die Dauer gefallen lassen, so in den Hintergrund geschoben zu werden? Haben sich nicht die antiken Götter des Klingerschen Bildes nach Ueberwindung des ersten Schreckens zu einem Rachefeldzug verschworen, um das verlorene Reich wiederzugewinnen? Vielleicht geschah es auf den Rat der Pallas Athene, der helläugigen Tochter des Zeus, daß in den geweihten Kreis der Männer, die den Ausbau der kirchlichen Lehre in Angriff nahmen, auch die großen Heiden Plato und Aristoteles eingeschmuggelt wurden und ihr gewichtiges Wort in die Waagschale warfen. War dies in der theologischen Ausgestaltung möglich, so konnte auch im praktischen Frömmigkeitsleben der Dichter des Sonnenliedes, der heilige Franziskus, ertragen werden.

Als nach dem Falle des oströmischen Reiches die griechischen Weisheitslehrer in die christlichen Bildungsstätten und selbst nach Rom flüchteten und für ihre „Renaissance" offene Türen und offene Herzen fanden, konnte es scheinen, als ob die alten Götter wieder in ihre Herrschaft eingesetzt würden. Aber dieser Renaissance fehlte Eines: sie war Gelehrsamkeit, sie war Kunst, aber nicht Frömmigkeit. Sobald ihr einmal der Einfall kam, Frömmigkeit werden zu wollen, wurde sie von der ungeheuren Macht der römischen Kirche erdrückt; da loderte der Scheiterhaufen Giordano Brunos. Der Rest solcher Naturfrömmigkeit aber, der nicht auszurotten war, wurde von klugen Führern, in Rausch und Kunst verwandelt, der Bewegung der Gegenreformation einverleibt.

Die Grundfesten des mittelalterlichen Weltbildes wurden durch Kopernikus erschüttert. Das Unglaubliche, das Erschreckende, das Unmögliche wurde versichert, wurde bewiesen: die Erde ist nicht der Mittelpunkt der gottgeschaffenen Welt, sie ist nur ein kleiner Planet, der sich demütig um die Sonne dreht. Die Erde, auf der die Menschen nach Gottes Bilde geschaffen sind, auf der die zweite Person der ewigen Dreieinigkeit Mensch geworden ist, ist ihrer Erstgeburt beraubt, und der Mensch wird so klein im Angesicht der Unendlichkeit des Weltalls.

Wie wird sich D. Luther, der Erbe altgermanischer Naturhaftigkeit aus deutschem Bauerngeschlecht, zu solcher Umwandlung des Weltbildes stellen? Was Gott in der Bibel sagt, gilt ihm mehr, als wenn er in der Natur zu uns spricht. Sein Urteil heißt: „Der Narr" (Kopernikus) „will uns die ganze Kunst Astronomie umkehren. Aber die Heilige Schrift sagt uns, daß Josua die Sonne stillstehen hieß und nicht die Erde." Das „Es steht geschrieben" ist stärker als alle wissenschaftliche Berechnung.

Doch kann man nicht sagen, daß die Männer der evangelischen Reformation die neuen Stimmen nicht gehört haben. Melanchthon, der Schüler der Griechen, hält an der Universität Wittenberg Vorlesungen über Sterndeutung. Es bildet sich ein seltsames Gemisch aus Bestandteilen des alten Weltbildes und Errungenschaften neuzeitlichen Denkens, vergleichbar den gnostischen Systemen der altchristlichen Zeit. Gott ist durch die neue Entdeckung nicht seiner Herrschaft beraubt, er ist uns Menschen nur ein wenig ferner gerückt; er thront nicht nur über den sieben bisher bekannten Himmeln, sondern oberhalb des Fixsternhimmels. Von dort geht seine Gewalt aus auf die Fixsterne und Planeten, durch sie wirkt er auf die Schicksale der Menschen, auf Gesundheit und Krankheit, auf den gesamten irdischen Weltlauf. So wurde die Sterndeutung eine heilige Kunst. Noch der große Kepler stellte für Wallenstein das Horoskop, allerdings schon mit dem kritischen Bedenken: „Es ist wohl die Astrologie ein närrisch Töchterlein (der Astronomie), aber du lieber Gott, wo wollt' die Mutter, die hochvernünftige Astronomie, bleiben, wenn sie diese närrische Tochter nicht hätte!" (Nach Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung.) Wir würden diese wunderlichen Gedankengänge nicht verstehen, wenn nicht in unserer gärenden Zeit die alten Träumereien wieder lebendig würden.

Für uns ist wichtig, daß dieser Versuch, Kirchenglauben und Naturwissenschaft miteinander zu vereinigen, noch innerhalb des Rahmens der Kirche unternommen wurde. Die evangelische Kirche hielt auch im übrigen an Naturverbundenheit und Naturfreude fest. Sie konnte es, weil die Bibel, ihre höchste Richtschnur, einen engen Zusammenhang des Naturlebens mit der göttlichen Heilsgeschichte kennt: Donner und Blitz begleiten die Gesetzgebung auf dem Sinai; der Himmel verfinsterte sich bei dem Tode Jesu; seit seiner Auferstehung „wartet das ängstliche Harren der Kreatur auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Denn auch die Kreatur frei werden wird von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes" (Röm. 8, 19. 21); ehe der Herr zum Gericht wiederkommt, „werden geschehen Erdbeben hin und wieder" (Mark. 13, 8); im neuen Friedensreiche aber „trägt das Holz des Lebens zwölfmal Früchte und bringt seine Früchte alle Monate, und die Blätter des Holzes dienen zur Gesundheit der Heiden" (Offenb. 22, 2).

So ist die Natur Dienerin für das Reich Gottes, als solche hat sie in der Kirche ihr gutes Recht. Paul Gerhardt singt sein Sommerlied „Geh aus, mein Herz, und suche Freud" frohgemut in die Welt hinaus wie die Lerche, die jubelnd zum Himmel emporsteigt. Aber den kirchlichen Stempel erhält das Lied doch erst durch die Strophe:

Ach, denk ich, bist du hier so schön
und läßt du's uns so lieblich gehn
auf dieser armen Erden,
was will doch wohl nach dieser Welt
dort in dem reichen Himmelszelt
und güldnen Schlosse werden.

Und ebenso ist es zwei Jahrhunderte später für Philipp Spitta selbstverständlich, daß er seinem Liede „O du schönes Weltgebäude" die Schlußstrophe beifügt:

Ja, dich kenn ich, Offenbarung
meines Herrn in der Natur,
seit aus eigener Erfahrung
ich nicht bloß der Liebe Spur
angedeutet, aufgeschrieben
in den Werken seiner Hand
nein, ihn selbst und all sein Lieben
wesentlich in Christo fand.

Inzwischen hat doch schon von Jahrhundert zu Jahrhundert die Naturwissenschaft ihr Haupt erhoben und anstatt der dienenden Stellung ein eigenes, selbständiges Leben gefordert, losgelöst von der Herrschaft der Kirche. Nicht nur wissenschaftlich, sondern auch seelisch. Wie wäre sonst Goethe zu verstehen! Er trennt sich von seiner mütterlichen Freundin Susanne von Klettenberg, weil er ihre Lehre von Sünde und Gnade nicht teilen kann. Zwar hat er zu viele Becher vom Lebenswasser der Bibel getrunken, um einen scharfen Trennungsstrich zwischen seiner Naturfrömmigkeit und der biblischen Gedankenwelt zu ziehen, aber doch gilt er mit Recht der modernen Naturfrömmigkeit als ihr ehrwürdiger Ahnherr. Rechnet er sich doch zu denen, „die der Vater nicht dem Sohne übergeben, sondern sich selbst vorbehalten hat". Ob er sich freilich bei seiner weltumfassenden Größe auch heute ohne Vorbehalt auf die Seite der Naturfrömmigkeit stellen würde, darf wohl bezweifelt werden; vielleicht würde er sich, das ewige Rätsel demütig verehrend, ähnlich äußern wie einst in dem Briefe vom 6. Januar 1813 an Fritz Jacobi:

Ich für mich kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genughaben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen."

Seit Goethes Zeit ist mit den sich überstürzenden Fortschritten der naturwissenschaftlichen Forschung der Gegensatz klarer und ausgeprägter geworden; die Naturwissenschaft hat sich

von der Autorität der Kirche losgelöst, wie erwachsene Kinder sich so häufig von der Gebundenheit an das Elternhaus lösen und selbständig ihren eigenen Weg gehen; und diese naturwissenschaftliche Weltanschauung hat ihre eigenartige Frömmigkeit gewonnen. Das ist eine Tatsache, die anzuerkennen ist, man mag innerlich damit einverstanden sein oder nicht. Die Spaltung geht durch die „Gebildeten" und durch die breiteren Schichten des Volkes.

Haben also die Götter des Klingerschen Bildes ihr Ziel erreicht und wenigstens einen Teil ihres alten Herrschaftsgebietes wiedergewonnen? Etwa im Sinne von Goethes „Braut von Korinth":

Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu?

Naturwissenschaftlich gesprochen: gilt für unser seelisches Leben dasselbe Gesetz, das der Pflanzenzüchter bei der Kultur künstlich gezüchteter Pflanzen beobachtet: daß die neugewonnenen Abänderungen und Merkmale eher und leichter verschwinden als die altererbten Uranlagen, die ein zähes Leben besitzen und auch nach scheinbarer Unterdrückung plötzlich wieder auftauchen? Nach diesem Grundsatz würde die aus dem Heiligen Lande überkommene christliche Religion eine später erworbene Abänderung unserer deutschen Seele sein, in der Naturfrömmigkeit bräche aber das ältere Erbteil wieder durch. Oder handelt es sich in der modernen Naturfrömmigkeit doch um eine neue Art von Frömmigkeit, die aus unserem heutigen Leben mit innerer Notwendigkeit herauswächst?

Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, wird es nötig sein, die Eigenart der modernen Naturfrömmigkeit und ihren Unterschied von der Kirchenfrömmigkeit genauer zu überdenken. (Fortsetzung folgt)

Dresden-Zschachwitz Johannes Naumann

Wie die Fronten sich kreuzen

Es ist wirklich nicht, mindestens nicht immer, nur Anmaßung oder Prinzipienreiterei, wenn man kirchenpolitische Gegensätze auf solche der Theologie oder der Frömmigkeit zurückführt. Gegensätze dieser Art liegen schon zu Grunde. Aber sie kreuzen sich. Und deshalb ist die kirchliche Lage bei uns oft so verworren.

Neben dem Gegensatz von biblisch-kirchlicher Frömmigkeit und Naturfrömmigkeit, den Johannes Naumann im Vorstehenden klar herausgestellt hat, besteht der von ausschließlich biblischer Frömmigkeit und solcher, die auch in der außerbiblischen Geschichte, in der weiteren Geschichte des Christentums wie der Geschichte der Welt, Offenbarung Gottes sucht und findet. Zwar legt die Art, wie von Deutschen Christen aus leidenschaftlicher Freude an der nationalsozialistischen Bewegung der Anbruch des Dritten Reiches geradezu religiös verherrlicht wird, Anderen die Frage nahe: „So gewiß nationale Begeisterung wie jede Begeisterung für eine große Sache sich mit religiösem Empfinden immer wieder verbunden hat und verbinden wird und soll, habt ihr genug bedacht, daß bei Einigen von euch das Nationale und Politische sich geradezu an die Stelle des Religiösen drängt?" Aber auch wenn man von solchen Wirkungen einer erregten Zeit absieht, bleibt jener prinzipielle Gegensatz. Der Katholizismus findet göttliche Offenbarung auch in der kirchlichen Tradition. Er begründet das so: Gott habe der Kirche ein für allemal einen Schatz von Wahrheiten anvertraut, aus dem sie nach und nach Neues hervorhole (das doch nicht völlig neu sei). Die Reformatoren fanden die Kirche so entartet, daß sie zum reinen Urchristlichen zurückkehren wollten, zu dem, was dem Gebot Jesu entspreche, wirklich apostolisch sei. So verwarfen sie alle Berufung auf bloße kirchliche Tradition in Glaubensfragen. Quelle und Norm der christlichen Lehre war ihnen nur die Bibel.

Aber schon wenn die alten lutherischen Dogmatiker in ihren Lehrbüchern ein Stück de vocatione Lutheri, über die Berufung Luthers, hatten, war damit anerkannt, daß Gott in der Reformation auf besondere Weise gewaltet habe. War Luther ein Gottesmann, dann ist es schwer, zu sagen: „Aber Offenbarung Gottes liegt in seinem Wirken und seinen Schriften keinesfalls vor." Nein, für unzählige Evangelische sind Luthers Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen, Luthers Katechismen, Luthers Lieder wirklich viel wichtiger als der Prophet Obadja und viele andere Stücke der Bibel. Und wie griechische Kirchenväter gelehrt haben, daß der göttliche Logos, der in Jesus Christus verkörpert war, auch in Sokrates und Platon gewirkt habe, und Bilder solcher Männer in griechisch-christlichen Kirchen ihren Platz haben, so finden viele evangelische Christen Offenbarungen göttlichen Geistes auch in dem Edelsten und Festen aus den Schöpfungen unserer Dichter und Denker, wie in Schillers Wort: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht; der Uebel größtes aber ist die Schuld." Und wer Gottes Walten im Gang der Geschichte findet, wird, mögen diese Schicksale auch der Deutung bedürfen, doch sich kaum der Folgerung entziehen, in solchem Walten Gottes auch irgendwie Offenbarung Gottes zu finden. Ja, es ist geradezu in der Bibel begründet, daß zu allen Zeiten ernste Christen Offenbarung Gottes nicht nur in der Bibel gefunden haben. Namentlich Paulus behauptet (in den beiden ersten Kapiteln des Römerbriefs) Offenbarung Gottes in Natur und Gewissen, die auch die Heiden kennen.

Daß man ausschließlich die biblische Offenbarung anerkennt, hier einen starken Kontrast malt, sagt: „sonst haben die Menschen Gott gesucht; in Jesus Christus aber (und nur in ihm) hat Gott die Menschen gesucht", das kann sehr wirksam sein; aber ist es wahr und ist es gerecht? Daß man die Bibel scharf gegen alles Uebrige in der Welt abgrenzt, das führt dann leicht dazu, daß man innerhalb der Bibel alles auf einer Ebene sieht, also dem Neuen Testament grundsätzlich keinen höheren Rang zuerkennt als dem Alten. So lehnt Karl Barth in seiner „Erklärung über das rechte Verständnis der reformatorischen Bekenntnisse" (Theologische Existenz heute, Heft 7, S. 10) es ab, daß „das Alte Testament zu Gunsten des Neuen abgewertet, zurückgedrängt oder gar ausgeschieden" werde.

Stehen Christen unserer Tage hier verschieden, so ist auch in der Vergangenheit bald die eine, bald die andre Denkweise stärker hervorgetreten. Zur einen Zeit mußte in der Christenheit das Verlangen lebendig sein, den Begriff der Offenbarung zu weiten. Zu andrer Zeit mochte vielmehr Konzentration auf das im engsten Sinne Christliche, die biblische Botschaft, heilsam sein. Die Einen halten sich an das Wort: „Alles ist euer", die Andern an den Spruch: „Eins ist not."

Wenn man nun aber so zu scheiden sucht: „Hier biblisches Christentum, dort Kulturprotestantismus und Deutsche Christen", wenn man, für unantastbare Geltung von Bibel und kirchlichen Bekenntnissen eintretend, bei den Deutschen Christen einfach eine Art oder Wirkung des Kulturprotestantismus findet, so trifft das den Sachverhalt nicht. Es ist ebenso falsch, wie wenn man behaupten wollte, die Deutschen Christen mit ihrem festen Willen zur Macht in der Kirche seien nur die genaue Parallele zu (oder die notwendige Folge aus) dem festen Willen zur Autorität in der Theologie, den die Theologen der Krisis, die dialektischen Theologen, früh und mit der Zeit immer entschiedener vertreten haben. Wenn öffentlich bekannt würde, in welchem Maße führende Deutsche Christen sich noch vor nicht langer Zeit zu dieser Theologie bekannt haben, würden weite Kreise sehr staunen. Andere Deutsche Christen kommen von streng lutherischer oder sonstiger „positiver" Theologie älterer Art her. (Ob diese Männer sich dabei über ihre eigne Stellung klar sind, ob sie folgerichtig denken und handeln, ist eine andre Frage.) Es kann Niemandem einfallen, deshalb die Deutschen Christen oder vollends alle ihre kirchenpolitischen Taten den Führern der Theologie der Krisis in die Schuhe zu schieben. Aber diese sollen es auch unterlassen, die Deutschen Christen dem Kulturprotestantismus anzuhängen. Sicher bestehen die Deutschen Christen keineswegs nur aus Kulturprotestanten. Vielmehr ist (abgesehen namentlich von Thüringen) der größere Teil der sogenannten Kulturprotestanten, der Freunde Evangelischer Freiheit, des Freien

(oder: entschiedenen) Protestantismus, unter den Gegnern der Deutschen Christen. Das wird durch die Tatsache verdeckt, daß die Führung des Pfarrernotbundes, der im Kampf gegen die Deutschen Christen am meisten hervorgetreten ist, Männer haben, die der kirchlichen Rechten angehören, Bekenntnisfreunde. Aber es ist so.

Der Grund dafür, daß die Gegensätze von Bekenntnisfreunden und kritischen Theologen, Deutschen Christen und Nicht-Deutschen Christen sich so kreuzen, ist (neben allerlei Persönlichem und der Verschiedenheit der Lage in den einzelnen Landeskirchen) der, daß die Gegensätze der Lehre und die im Leben nicht parallel zu sein brauchen. Namentlich seit der ältere Pietismus um 1700 die Herrschaft der Orthodoxie erschütterte, die Geltung des Dogmas erweichte, hat es im evangelischen Christentum immer Christen gegeben, die in dogmatischen Fragen weitherzig, aber in der Vertretung bestimmter sittlicher Formen des Christentums streng waren, anderseits solche Kirchenleute, die dogmatisch streng waren, aber sich damit abfanden, daß in dieser Welt und schließlich auch in der Kirche das Leben nach anderen Regeln verlaufe als denen der Bergpredigt. So kann Jemand orthodox sein und sich doch damit zufrieden geben, daß in Staat und Volk, ja auch in der Kirchenpolitik, harte Machtkämpfe herrschen, und sich selbst daran beteiligen. Andre Christen aber, die vom überlieferten Dogma Vieles preisgeben und ablehnen, vertreten mit Entschiedenheit die Ideale der Gerechtigkeit, Brüderlichkeit, Liebe auch im öffentlichen Leben. Dogmatische Strenge und ethische sind nicht dasselbe, ebensowenig Weitherzigkeit in dogmatischen Dingen und Schlaffheit in ethischen Forderungen.

Wer das nicht sieht, wird von groben Schlagworten abhängig und bleibt vielen Täuschungen unterworfen. Wer die Dinge aber so sieht, wie sie hier dargestellt sind, der erblickt jenseits der heutigen verworrenen Kämpfe allerlei Möglichkeiten des Friedens und der Verständigung. Zunächst jedoch hat er um so mehr die Pflicht, der Art entgegenzutreten, in der man heute gern, entweder aus blindem Eifer oder aus taktischen Gründen, sich und Andere über den wirklichen Sachverhalt täuscht, darüber täuscht, wie die Fronten sich kreuzen.

Kiel Hermann Mulert

Hermann Schusters Religionspädagogik

1

Es ist ein schönes Zusammentreffen, daß diese Worte über Hermann Schusters Krönung seines religionspädagogischen Werks durch seine „Methodik des evangelischen Religionsunterrichts an höheren Lehranstalten" 1933 [1]) und sein zusammen mit Oberstudienrat Franke und Studienrat Kerber gearbeitetes Quellenbuch „Christentum in Geschichte und Gegenwart" 1933 [2]) gerade in den Tagen, da er seinen 60. Geburtstag feiert, geschrieben werden und daß Schuster gerade in dem vergangenen Jahr der „Christlichen Welt" die schönen, lebendigen Aufsätze über „Freies deutsches Christentum" geschenkt hat,[3]) die nun auch als ein gehaltvolles Buch zum kirchlichen Zeitgeschehen und dem ihm zugrunde liegenden Glaubenskampf in die Hände der Leser gelangt sind. Eine reiche Ernte auf der Höhe des Lebens.

Was ich hier von ihr berichten will, gilt nicht den Fachleuten allein, wenn auch Schusters Werk in erster Linie denjenigen gilt, die mit dem Unterricht in der Religion und der religiösen Erziehung betraut sind. Aber auch den Eltern, denen am Herzen liegt, nicht nur Instinkthandlungen der Erziehung zu begehen und mit einem rein laienhaften Urteil einzugreifen oder stumm zu bleiben, wenn ihre Kinder aus dem Religionsunterricht fragend nach Hause kommen, hat Schuster viel zu sagen, und schließlich allen, die Fragen über die Religion im Herzen oder im Kopfe tragen.

2

Denn mit der Knappheit und Klarheit, die nur der Meister aus häufiger gewissenhafter „werkgerechter" Durcharbeitung der Aufgabe erlangt, sind in Schusters Religionspädagogik alle wesentlichen Fragen des christlichen Glaubens behandelt. Wenn den Religionslehrer vielleicht besonders die Abschnitte angehen, in denen die schulpolitische Lage, das Verhältnis des Religionsunterrichts zu Staat und Kirche, die Geschichte des Religionsunterrichts, die wissenschaftlichen und persönlichen Qualitäten des Religionslehrers und die Besonderheiten der Methode, etwa des Arbeitsunterrichts, oder auch die Grenzfragen: Schulandachten, Schule und Kirche, behandelt sind, so werden alle Eltern gewiß einmal gerne ein Buch lesen, in dem die Ergebnisse der religiösen Jugendkunde mit reifem Urteil zusammengefaßt sind, alle jene neueren eindringenden Arbeiten über die seelische Lage der heutigen Jugend und dann die ins Einzelne gehende Darstellung des religiösen Lebens der Kindheit, der Vorpubertät und Pubertät. Und die Frage nach Sinn und Aufgabe des Religionsunterrichts wird Eltern und Lehrer in ganz gleicher Weise fesseln. Für Alle aber sind endlich jene Kapitel wichtig, welche den Inhalt des Religionsunterrichts behandeln, jene freimütigen Kapitel über die Bibel, ihre „Knechtsgestalt", aber auch ihren ewigen Gehalt, über Bibel und Offenbarung, Bibel und Kritik, über das Alte Testament und seine besonderen Schwierigkeiten wie über das Neue Testament und die seinen (ich nenne nur die Abschnitte über die Wunder, die Sündlosigkeit Jesu, die Auferstehung und die Bergpredigt). Oder das Kapitel über Glaubensfragen und Lebenskunde, und das über Kunst und Religion. Alles Wesentliche wird nicht nur formell, sondern inhaltlich behandelt, und nicht nur der Lehrer, sondern Jeder bekommt knappe und klare Antwort auf das, was ihn beschäftigt, ob er sich über die Schöpfungsgeschichten oder über David oder Paulus, über die Richter oder die Propheten, und im einzelnen über Amos oder Ezechiel unterrichten will. Und ebenso steht es mit der Geschichte der Forschung: über Albert Schweitzers Auffassung des Lebens Jesu wie über die Anschauung Schleiermachers vom Alten Testament, über dialektische und „liberale" Theologie, über die Auffassungen der Bergpredigt wie der messianischen Weissagungen und über viele andere Probleme der Theologie unterrichtet das inhaltsreiche Buch. Zu Hilfe nehmen mag man das vorhin genannte Quellenbuch sowie das frühere von Schuster und Franke unter der Ueberschrift „Evangelium und Gegenwart" „Bausteine zu einer evangelischen Welt- und Lebensauffassung";[4]) dann hat man einen urkundenmäßigen Ueberblick über das geistige und religiöse Leben und Ringen der Gegenwart von jener Treue, Anschaulichkeit und Eindringlichkeit, wie sie nur Quellen bieten können.

3

Ich kann leider nicht die Fülle dieser Werke vor dem Leser ausbreiten, kann natürlich auch in keiner Weise in eine Auseinandersetzung über das Einzelne eintreten. Ich habe nur eine Bitte für neue Auflagen, die den Büchern in reicher Folge zu wünschen sind, die Bitte nämlich, daß die große Gerechtigkeit, die sie allen Erscheinungen des religiösen und kirchlichen Lebens und vor allem auch den anderen theologischen Richtungen gegenüber an den Tag legen, der eigenen gegenüber noch etwas stärker hervortrete. Es scheint mir nicht in der Sache zu liegen, daß Karl Barth sehr oft vorkommt, Adolf Harnack aber nur sehr selten; im Quellenbuch fehlt er sogar ganz (wie überhaupt in dem Abschnitt „Das Christentum im Weltanschauungskampf der Gegenwart" die eigene theologische Richtung der Verfasser! Die Verweise auf „Evangelium und Glaube" sind kein Ersatz). Vom Evangelisch-Sozialen Kongreß ist auch keine Rede, wohl aber sehr viel von den Weltkonferenzen (selbst Lausanne 1927!), die doch ihren Wert und ihre wirkliche Bedeutung noch sehr zu beweisen haben. Doch genug von solchen Ausstellungen, die sich natürlich bei so umfassenden Büchern jedem Beurteiler, der von einem anderen Blickfeld aus sieht, aufdrängen müssen. Ich lasse sie, um noch zu dem Innersten des Buches über die Methodik des Religionsunterrichts vorzudringen, zu dem Geist und Glauben, aus dem es Unterricht und Erziehung gestalten will.

Es ist der Geist unseres idealistischen deutschen Protestantismus, wie er auch aus dem Büchlein vom Freien Deutschen Christentum zu uns spricht. Unsere Gegner nennen das Liberalismus, um uns den ganzen Haß eines sozialistisch gewordenen Zeitalters zuzuziehen. Lassen wir sie. Von jenem Geiste aus steht nun Schusters Religionspädagogik in einer lebhaften Auseinandersetzung mit den Angriffen, die das Hauptwerk der dialektischen Religionspädagogik, Gerhard Bohnes

[1]) Frankfurt a. M., Diesterweg 1933. 361 S. 8.80 M.
[2]) Ebenda, s. CW 1933 Sp. 713.
[3]) Klotz, Gotha 1933. 104 S. 2 M.
[4]) 4. Aufl. 1931, Verlag M. Diesterweg, Frankfurt a. M.

Buch „Das Wort Gottes und der Unterricht“ (2. Aufl. 1932), gegen die idealistische Theologie und ihre Gedanken religiöser Erziehung gerichtet hat, wie sie in den großen Werken der evangelischen Religionspädagogik durch Thrändorf und Meltzer, Reukauf und Heyn, Kabisch, Tögel und Niebergall, und etwa auch in meiner Abhandlung in Rohl-Pallats Handbuch der Pädagogik vertreten sind.

Bohne lehnt diesen seither in der deutschen Schule herrschenden Religionsunterricht vollkommen ab (ebenso wie den orthodox-dogmatischen, der daneben ja auch noch seine Vertreter hatte). Er stützt sich dabei auf die Grundgedanken der dialektischen Theologie, besonders in der Ausprägung, wie sie Gogarten in seiner Jenaer Zeit vertrat. Das „Wort Gottes“ ist danach die „Krisis aller Kultur“; also muß der Religionsunterricht, der die Aufgabe hat, „das Wort Gottes“ dem jungen Menschen zu sagen, die Krisis aller Bildung sein, mindestens in einer steten Spannung, wenn nicht in einem unlöslichen Gegensatz zu ihr und damit zur ganzen Schule stehen. Gleichzeitig hat er in sich selbst eine zweite Spannung, sofern er das Wort Gottes, das „senkrecht von oben kommt“ und nichts anderes als Gehorsam fordert, dem Kinde „vermitteln“ soll. Der idealistisch-humanistische Versuch, diese Spannungen durch Versöhnung der Gegensätze zu lösen, ist nach Bohne so gut wie der orthodoxe nur eine Scheinlösung. Das zeige sich vor allem in seiner verfehlten Zielsetzung: „Erziehung zu einer sittlich-religiösen Persönlichkeit.“ Damit bleibe man einfach im Menschlichen stecken, ja man gebe die Wirklichkeit Gottes um der pädagogischen Möglichkeit willen auf. Der Religionsunterricht könne vielmehr nur den Sinn haben, den Menschen dauernd „in die Entscheidung zu stellen“. Daß selbst das aber beim Kinde und Jugendlichen nicht ohne Psychologie und Methode gehen kann — denn man steht doch hier einem erst werdenden Menschen gegenüber —, gibt auch Bohne zu; er ist ja auch ein viel zu guter Lehrer, um das zu verkennen. Aber es ist ihm die Tragik des Religionsunterrichts, daß er diese „psychologistische Entstellung des Wortes Gottes“ vornehmen m u ß. „Aus der festen Speise für die Reifsten und Tiefsten, die das Leben kannten und den Menschen dazu, muß der Religionslehrer einen Brei (!) machen für die Kinder, die Felsen der Jesusworte muß er zermahlen zu Sand (!), die Schroffen und Ecken muß er abschleifen...“

Was setzt ihm Schuster entgegen? Zunächst die allgemeinen Gedanken einer Kritik der dialektischen Theologie, deren Bedeutung und Wert er anerkennt, die er aber als Fundament für einen theologischen Neubau und einen neuen Religionsunterricht mit folgenden starken Gründen ablehnt. Mit ihrer Bezeichnung des Glaubens als Hohlraum verstößt jene Theologie gegen die Grundtatsache, daß das Christentum, wenigstens in seiner lutherischen Ausprägung — ich füge hinzu auch in seiner biblischen — eine Religion des Gewissens ist. Durch ihre Verdammung der Kultur gibt sie den ersten Artikel mutlos preis. Mit ihrem eigensinnigen und verbissenen Kampf gegen den deutschen Idealismus verdammt sie „die glänzendste Epoche der deutschen und vielleicht die erhabenste und frömmste aller menschheitlichen Kultur“. Mit ihrem „halbierten Paulinismus“ stellt sie den nahen Gott des Evangeliums, den Vater der Liebe, zurück hinter den ganz anderen, den verborgenen Gott. Endlich vermag sie in keiner Weise klar zu sagen, was eigentlich in der Bibel das Wort Gottes sei, das sie doch zur Grundlage von Allem machen will.

Von solcher Kritik des brüchigen Fundaments schreitet Schuster fort zur Kritik im Einzelnen. Bohnes dialektischer Unterricht muß die ganze Schule zerstören, die deutsche Schule, „über der vorläufig noch Kant und Goethe als Leitsterne leuchten“. Er wird dort nicht nur, was berechtigt wäre, in einer fruchtbaren Spannung zum übrigen Unterricht stehen, sondern ein störender Fremdkörper werden, nämlich Prophetie, ständiges „Gericht“ über jede Schule sein, weil er zur Verachtung aller anderen Werte als ungöttlich anleitet. Und kann man wirklich die Schüler in jeder Religionsstunde oder auch nur einmal in der Woche oder im Monat „in die Entscheidung stellen“?

Es ist ja auch gar nicht wahr, daß das christlich-idealistische Erziehungsziel der religiös-sittlichen Persönlichkeit (das übrigens Schuster in dieser Formulierung durchaus für zu hoch hält und durch schlichtere Gedanken ersetzen will) eine gegen Gott gerichtete Ueberhebung des Menschen, daß das Verlangen nach innerer Freiheit, nach Autonomie „die eigentliche Haltung der Sünde“ sei, nämlich schlechthin Auflehnung gegen Gott. In einer ausgezeichneten Widerlegung dieser Behauptungen, die durch ihre ewige Wiederholung von seiten der Dialektiker noch lange nicht zur Wahrheit werden und von uns immer als schwere Beleidigungen empfunden werden müssen, erscheint hier bei Schuster endlich das entscheidende Wort, nämlich daß „innere Autonomie im letzten Grunde nichts ist als Theonomie“, deutsch geredet, daß der Mensch nicht anders frei wird als durch seine volle Gebundenheit an Gott. So und nicht anders haben es auch Schleiermacher und Ritschl gemeint — genau so wie schließlich Martin Luther in seiner „Freiheit eines Christenmenschen“.

Gegen jene verzweifelten Worte aber, in denen Bohne das furchtbare Geschick des Religionslehrers zeichnet, der das Wort Gottes um der Kinder willen „psychologistisch verderben muß“, sagt Schuster mit Recht: „Sollen wir uns wirklich einreden lassen von einem verkrampften und verzerrten Paulinismus aus, das Evangelium Jesu von der Gottesherrschaft und Gotteskindschaft sei für Kinder unverständlich, müsse erst zu Sand vermahlen, zu Brei verrührt werden, um es Kindern mundgerecht zu machen?“ Ich füge hinzu: Wenn ein Lehrer Brei und Sand aus dem Christentum und den Worten Jesu macht, dann ist er ein Schalksknecht. Ist nicht vielmehr von uns immer gesagt worden, daß eben deshalb, weil das Kind noch nicht das Ganze verstehen kann, vor allem den Paulinismus nicht, das Unkindliche in der Schule nicht zu behandeln sei? Aber das hat man ja dann auch immer als Unterschlagung und Hinterziehung des Wortes Gottes verdächtigt. Die Schule kann auch nicht die höhere Mathematik und die eigentliche Philosophie lehren. Muß denn alles hier gelernt sein, gar auf einer Volksschule bis zu 14 Jahren? Gibt es keine Kirche?

Endlich heben sich Schusters klare und freimütige Ausführungen über das, w a s in der Bibel Wort Gottes ist, wie ich glaube, auch für den nach Klarheit und Wahrheit verlangenden Geist der Jugend erquickend ab von dem verwaschenen und subjektivistischen Gebrauch des als ganz objektiv behaupteten Wortes Gottes bei Bohne, wobei man sich — wie Schuster richtig sagt — gerade oft an die zweifelhaftesten Ueberlieferungen hängt, wie z. B. an die „grausige Verstockungstheorie von Mark. 4“, die dem Geiste Jesu und dem Sinn der Gleichnisse so völlig widerspricht, wie sie in die dialektische Theologie hineinpaßt.

5

Der Kampf der dialektischen Theologie und Pädagogik gegen die idealistische ist durch die nationale und kirchliche Revolution dieses Jahres unterbrochen. Die Fronten sind verbogen und zerrissen. Ein Teil der Dialektiker ist zu den Deutschen Christen übergegangen, ohne innerlich zu ihnen gehen zu können; die idealistischen Theologen haben sich zum Teil von der jungreformatorischen Bewegung ins Schlepptau nehmen lassen, ein anderer Teil sucht seinen Weg allein weiterzugehen, ein dritter endlich ist ebenfalls zu den Deutschen Christen übergegangen, mit denen sie im Innersten manches verbindet, wenn auch deren kirchliche Machtpolitik ihnen oft als Veräußerlichung des Christentums erscheint und das revolutionäre Auftreten dieser Deutschen Christen nicht den kirchlichen Gedanken entspricht, die der auf organische Entwicklung eingestellte Idealismus vertreten muß. Eine deutsch-christliche Theologie gibt es bis zur Stunde noch nicht und ebensowenig eine deutsch-christliche Religionspädagogik, wenn man nicht die Ansätze in der alten Deutschkirche, zumal die Arbeiten von J. K. Niedlich, hierher rechnen will, wie sie es wohl verdienen, und etwa auch Tögels Arbeiten, die auf der Grenze zu den Völkischen stehen. Ganz gewiß gehen wir aber hier noch einer neuen Entwicklung entgegen, wie denn auch schon Richtlinien für einen neuen Religionsunterricht in Thüringen (und sonstwo?) erschienen sind. Aber mit diesen Richtlinien ist die Sache noch nicht geschaffen. So wie eine neue deutschchristliche Theologie, eine echte, aus dem nationalen Erleben der Volksnot und Volkseinheit, wie die besten unter den Deutschen Christen es haben, aufbrechen wird, so wird auch eine neue Religionspädagogik kommen. Und nicht nur eine neue Auswahl des Stoffes für den Religionsunterricht. Aber ich bin gewiß, daß diese neue deutsche Weise nicht aus der an Welt und Volk verzweifelnden Dialektik aufwachsen wird, auch nicht aus einer konservativen Haltung, die den Idealismus vernichten möchte, sondern gerade aus dem deutschen christlichen Idealismus, dessen Stigmatisierung als „Liberalismus = Egoismus oder = Zügellosigkeit“ ja doch bald als unmöglich und unwahr erkannt werden wird. Dann wird auch das Werk Schusters wie der anderen Religionspädagogen seine grundlegende Bedeutung erst recht gewinnen.

Jena H e i n r i c h W e i n e l

Johannes Müller-Elmau

Es ist hier nicht die Absicht, den Lebensgang Johannes Müllers, des nun bald Siebzigjährigen, zur Darstellung zu bringen. Er böte sicher viel des wirklich Interessanten, und ich habe, ohne selbst in Einzelnstes eingeweiht zu sein, den Eindruck, daß dieser ganze Lebensgang ein äußerst lebendiges Anschauungsbild abgeben würde zu dem, was in der Theologie mit Providentia specialissima bezeichnet wird.[1]) Aber wer auch nur einen Hauch von dem verspürt hat, was Johannes Müllers eigentliche Lebensaufgabe ist, der ist ganz davon durchdrungen, daß, wenn irgendwo, so hier die Person hinter die Sache zurücktritt. Das ist auch ihm selbst in Fleisch und Blut übergegangen. Er will nicht Meister sein, der Schüler um sich sammelt, die ihn verehren und auf seine Worte schwören. Er will Wege weisen, die wirklich gangbar sind, Wege in das Neuland des Reiches Gottes. Er will nicht Anhänger gewinnen, die ihre Selbständigkeit preisgeben, sondern höchstens den nötigen Anstoß geben, daß einer in Bewegung kommt und auf seiner eigenen Spur weitergeht. Er will keine „Bewegung" ins Leben rufen, der man sich anschließt wie einer Partei mit besonderen Abzeichen und Förmlichkeiten, sondern in den Acker der Menschheit, soweit sie ihm erreichbar ist, Samenkörner der Wahrheit, des Lebens ausstreuen, ob sie aufgehen, Wurzel schlagen, sich entwickeln und endlich Blüte und Frucht tragen möchten.

Johannes Müller steht im Dienst dessen, der sich einst in der Sendung Jesu von Nazareth zur Welt bekannt hat, wie sie geworden war und noch ist, und diesem den Auftrag gegeben hat, das Verlorene zu suchen, das Verirrte heimzuführen und „die Sünder zur Buße zu rufen".

Warum steht aber dann Johannes Müller nicht einfach mitten drin in den christlichen Reihen und in den kirchlichen Kreisen? Warum macht er immer wieder den Eindruck eines „Außenseiters", der seine völlig abgesonderten Wege geht und auch die Andern völlig andere Wege weist?

Das hat seinen ganz einfachen, aber tragischen Grund darin, daß — kurz und für manche mißverständlich oder auch anstößig gesagt — aus dem, was Jesus gewollt, gesollt und gebracht hat, eine Religion und eine vielgestaltige kirchliche Einrichtung geworden ist, die sich im Wesentlichsten nicht eben viel von andern Religionen und Kirchen unterscheidet.

Es ist doch wirklich tragisch, wenn man beide — Johannes Müller und die christlichen Kreise — beobachtet, wie sie mit hellem Eifer die Losung „für das Reich Gottes!" ausgeben und sich doch nicht finden können, weil dem Einen das Reich Gottes — wie soll ich es ausdrücken? alles kann schief gedeutet werden! — höchste, lebendigste Gegenwart ist und die Andern vielleicht doch zu sehr das Reich Gottes als künftigjenseitige Sache ansehen. So kommt es gelegentlich und notwendig zu scharfen gegenseitigen Ablehnungen, wobei Johannes Müller immer sachlich bleibt, aber eben von seiner gottgegebenen Spur nicht abgehen kann, ohne treulos zu werden gegen Den, der ihn auf den Plan gestellt hat, und wobei die Kirchen und die christlichen Kreise nicht von dem Argwohn abkommen oder abzukommen vermögen, der Andere habe eben doch letzten Endes einen falschen Blick für das, worum es im tiefsten Grunde geht.

Daß es aber Johannes Müller in Wirklichkeit nur um Gott, um Seine Sache, um Sein Reich, um Seinen Plan mit der Menschheit geht, ist mit den Jahren immer deutlicher hervorgetreten für diejenigen, die unvoreingenommen und freien Blicks prüfen und die nicht, wie es Viele getan haben, eines Tages nicht mehr mitgehen, weil sie meinen, es wiederhole sich bei Johannes Müller immer nur das von ihm früher Dargereichte.

Wenn irgendwo, so ist hier bei Johannes Müller wirkliche Evangeliumsverkündigung: frohe Botschaft für die leidende und schmachtende und allenthalben kranke Menschheit. Er sieht und öffnet durch seine Verkündigung die Augen dafür, wie der Mensch von sich aus nichts kann, nichts vermag, nichts hat, nichts weiß, nichts erreicht. Derselbe Mensch aber, sofern er nicht einfach in den Tag hineinzuleben vermag, vielmehr sich eines höheren Strebens bewußt ist, müht sich, strengt sich an, sucht, schafft, was er kann, um doch etwas zu erreichen. Dafür hat er ja eben seine Religion, seinen „Glauben". Er sorgt sich um sein inneres Leben. Er trachtet nach dem, was droben ist. Er läßt es sich im tiefsten Grunde sauer werden. Und merkt nicht, daß alles, was aus seinem eigenen, wenn auch bestgemeinten Willen hervorgeht, menschlich, allzumenschlich ist und nie zum Ziele führen kann. Das hat Gott sich seiner Macht vorbehalten. Das „glaubt" jener Mensch den Worten nach, aber er hat keinen Blick dafür, wo der Fehler steckt, nämlich darin, daß *Gott alles tun will* und *der Mensch nichts tun kann*. Auch nicht mit dem heißesten religiösen, frömmsten Ringen und Sichmühen tun kann, weil auch in diesem frommen Tun des Menschen Eigenwerk steckt.

Wir stehen hier also mit einem Wort vor der lebendigsten Verkündigung von Gottes freiwaltender, lebenschaffender Gnade. Und Johannes Müller wird nicht müde, auf diese göttliche Gnade immer wieder und immer deutlicher hinzuweisen. Aber je mehr er das tut, um so weniger begreift man ihn in den kirchlichen Kreisen. Auch dort kennt man das Wort von der alles umfassenden und alles durchdringenden Gnade Gottes. Aber es wird entfernt nicht *der* Ernst damit gemacht, den wir eben bei Johannes Müller finden. *Darum, weil* Johannes Müller mit der Wirklichkeit der göttlichen Gnade Ernst macht, *darum, weil* er aufs Tiefste davon durchdrungen ist, daß alles, was vom Menschen ausgeht, in sich sündig und verkehrt ist, eben darum verkündigt er die frohe Botschaft: Ihr müßt es ja gar nicht tun, was ihr ja doch nicht könnt; Gott wirkt beides, das Wollen und das Vollbringen, ja Gott wirkt schlechthin alles; er ist Anfang, Mitte und Ende. So kommt die Stunde und ist schon jetzt, wo die Religionen aufhören müssen, ihr Recht behaupten zu können, weil die wahrhaftigen Anbeter den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten (Joh. 4). So fällt alle *Mühe* vom Menschen ab, alles Sichmühen, Keuchen und Stöhnen auf dem Gebiet des Glaubens oder der Religion. Lasset Gott walten und bescheidet euch in eures Nichts durchbohrendem Gefühle! Der Vater schafft's. „Anfang und Mitte samt dem End', stell' ich allein in Gottes Händ'" singen wohl auch die gläubigen Christen. Aber man staunt doch immer wieder neu vor der Tatsache, wie *ernst* Johannes Müller das nimmt. Der Vater schafft es. Also wirkliche Frohbotschaft: das Leben wird leicht und frei von einem ganzen Ballast von Druck und Sorgen frommer Art, und die Bahn ist frei für Jesu Wort: Ich will euch erquicken, ihr Mühseligen!

Aber die Christen üblicher Art argwöhnen, daß da dem Leichtsinn Tür und Tor geöffnet sein könnte, und stellen sich das „Gott macht alles" als etwas rein Unmögliches vor. „Sie müßten doch auch etwas dazu beitragen!" Und so pfuschen sie Gott ins Werk und machen aus dem an sich in jedem Menschenleben hervortretenden herrlichen Werk Gottes das elende Gemächte, unter dem der Mensch dann wohl strebend sich bemüht, aber auch fortwährend seufzt und stöhnt, weil er allzuwohl die eigene Unzulänglichkeit empfindet.

Ja, der Mensch *hat auch etwas zu tun*. Das, was der Hobel zu tun hat in der Hand des Meisters: bereitzustehen, sich herzugeben, sich führen zu lassen, auf den Druck oder Zug einzugehen, den der Meister ausübt. Und weiter, wenn man das kurz so ausdrücken darf: er muß Glauben haben oder er muß wenigstens soviel Zutrauen aufbringen, daß er alles Weitere Gott ganz wohl überlassen kann. Damit ist des Menschen Werk getan, und Gottes Werk im Menschen und durch den Menschen hebt an. „Ihn, ihn laß tun und walten. Er ist ein weiser Fürst und wird sich so verhalten, daß du dich wundern wirst, wenn er, wie ihm gebühret, mit wunderbarem Rat das Werk hinausgeführet, das dich bekümmert hat."

Wo Gott wirklich frei walten kann, wo also der Mensch ganz Bereitschaft ist, auf jeden Wink, Zug oder Druck von

[1]) Speziellste Vorsehung.

ihm einzugehen, da ist Reich Gottes. Da ist der Mensch der Erde entnommen. Wohl ist er noch in dieser Welt, aber nicht mehr von dieser Welt. Da ist der Mensch Kind geworden, Kind des Vaters im Himmel. Da ist für ihn der Wiedereintritt ins Paradies erfolgt, aus dem er einst in dem Augenblick herausgetreten ist, als er anfing, auf der eigenen Spur einherzugehen.

Wenn nun aber also ein Mensch „in den Himmel gekommen ist", solange er noch auf dieser Erde lebt, dann — das sollte man doch auch in kirchlichen und christlichen Kreisen verstehen können — dann ist es bei ihm aus mit der üblichen Religionsübung, die ja ganz von selbst von ihm abfällt. Um mich etwas banal auszudrücken: keiner schreibt mehr Briefe an die Heimat, wenn er in die Heimat zurückgefunden hat. Er hat auch keine Angst, der Verkehr könnte abbrechen oder notleiden oder zurückgehen. Er ist ja da. Er ist beim Vater. Ständig im Vaterhaus. So lebt das Gotteskind in der Luft des Vaters, atmet sie ein, hält seine Hand und wird von ihr gehalten. Und so erlebt es, könnte man sagen: biblische Geschichte der Gegenwart und hat gewissermaßen nicht nötig, sein Leben davon zu fristen, daß es immer zurückblicken müßte, wie es vor zweitausend Jahren einmal war, um sich daran erst wieder eine Stärkung zu holen. Dadurch entwertet sich diese Urkunde vom ersten Auftauchen des Reiches Gottes, wie sie im Neuen Testament vorliegt, in keiner Weise, was ich ausdrücklich gegen auftauchende Einwände hervorheben möchte.

Dadurch bekommt aber das ganze Leben einen freudigen Schwung. Die Freude am Leben und ihr tiefster Grund, die ewige Ruh in Gott dem Herrn, durchpulst alles und gibt dem Leben eines solchen Gotteskindes die nötige Wärme. Sorge, Furcht, Angst, Kummer, diese an unsrer Lebenskraft saugenden Vampire, verlieren ihr Gewicht, fallen weg und belasten also das Leben nicht mehr. Man lebt unter der Sonne Gottes, die auch am trüben Tage durch alles Gewölk hindurch wirkt. So kommt in das Leben ein großer Zug von Freiheit und Festigkeit, und die Lebensführung wird höchst einfach. Tun, was vorliegt, immer das Nächstliegende, immer bereit, willig, kindlich, geradeaus und geradeheraus und alles Weitere Gott anheimstellen. Bei dieser Art Leben drückt auch die Frage nach dem großen Darnach nicht mehr auf die Menschen. Denn wer so im Trachten nach dem Reich Gottes begriffen ist, dem wird alles Weitere von selbst zufallen.

Damit ist Kirche und Religion nicht etwa entwertet. Entwertet ja, insofern sie aufhören müssen, sich als Letztes und Höchstes zu gebärden. Kirche und Religion müssen sich erkennen als Anfangsstadien auf dem Weg der Menschheit. Als solche sind sie notwendig und tun einen großen Dienst. Ihnen ist und bleibt anvertraut, Hüterinnen des Größten zu sein, was es für Menschen geben kann: der Kunde vom Reich Gottes. Aber sie müssen sich da als Erzieher, als Führer fühlen. Jeder Erzieher will seine Zöglinge, wenn er recht eingestellt ist, nicht bei sich festhalten und an sich ketten. Sein Stolz und seine Freude ist es gerade, wenn der Zögling frei wird und ihn nicht mehr braucht. Wo das Verhältnis recht war, da tritt nachher bei beginnender und voll eintretender Freiheit nicht Abkehr, geschweige denn Haß und Verachtung, sondern höchste Wertschätzung und verehrende Dankbarkeit ein.

So werden auch Kirche und Religion ihren Wert behalten, solange es noch unter den Menschen Unmündige gibt, die der Leitung bedürfen. Und sollte je die Zeit eintreten, da alle mündig wären, da alle Menschen im Reich Gottes als wirkliche Kinder Gottes leben, dann würde sich doch ganz von selbst die Kirche wandeln, wie sich die Stellung des Vaters zu seinen erwachsenen Kindern wandelt gegenüber der Zeit, da sie noch unselbständig waren.

Brackenheim Friedrich Pfäfflin

Von Johannes Müllers neuestem Buch „Die Verwirklichung des Reiches Gottes"[1]

Wie man es lesen soll.

Dieses Buch ist ein Ereignis, kann zum mindesten Ereignis werden, wenn es begriffen wird. Heute ist die Zeit ja reif geworden für die Botschaft, die Johannes Müller zu verkünden hat. Das ganze Drängen unsrer Tage geht in den Bahnen und auf die Ziele hin, die er seit Jahren als unermüdlicher Wächter und Seher gewiesen hat. Dieses Buch enthält die ausgereiften Früchte seines Lebens; was sich durch Jahrzehnte zu immer größerer Klarheit angebahnt, ist hier zu seiner Vollendung gekommen. Er hat von Gott eine besondere Mission erhalten, der er in radikaler Ausschließlichkeit und Treue lebt. Seine Zeit ist nicht vorbei, sondern ist erst im Kommen begriffen. Er hat in bitterstem Maße das Schicksal erleben müssen, mißverstanden zu werden. Diese Zeilen möchten in bescheidenem Maße mithelfen, den Weg zu ihm wieder freizulegen, die Vorurteile wegzuräumen und einem neuen Verstehen seiner Botschaft, die doch nur die Botschaft Jesu vom Reiche Gottes auf deutsche Weise ist, Bahn zu brechen. Seien wir so ehrlich, ihn doch wenigstens verstehen und hören zu wollen, uns einmal alles Besserwissens zu enthalten und in Demut zu lauschen, ob hier nicht dennoch ein Gottgesandter schicksalhaft Entscheidendes zu sagen hat für uns und unser Volk und die Zukunft der Welt.

Ein bedeutender Theologe hat einmal in einem Gespräch geäußert, wenn man Johannes Müller lese, so sei es „immer das Gleiche", semper idem! Dies ist bezeichnend für Johannes Müller und für den Theologen. Hier ist eine Meinung ausgesprochen, der man andauernd begegnet. Viele, die einmal seine Bücher oder die „Grünen Blätter" gelesen und vielleicht auch viel Anregendes und Förderndes empfangen haben, sind doch allmählich wieder von ihm abgekommen und haben ihn auf die Seite gelegt, weil er „nichts Neues" mehr zu bieten habe. So wird es seinen „Kennern" mit diesem Buche zweifellos in noch stärkerem Maße gehen. Es ist in der Tat „immer das Gleiche", fast auf jeder Seite. Man wird es überdrüssig, immer wieder zu hören, was er unter „Reich Gottes" verstanden haben will und was es nicht sei. Ich bezweifle, ob ein zünftiger Theologe das Buch „durchbringt", der ja mehr wie jeder andere schon von vornherein „weiß", was für „Erkenntnisse" hier zugrunde liegen.

Darum darf ich vielleicht einmal etwas sagen über das Lesen der Bücher und Schriften von Johannes Müller.

Man muß bei ihm das innerlich verspürt haben, daß hier wirklich einer aus Vollmacht redet, daß dies nicht „Erkenntnisse" im üblichen Sinne sind, sondern von Gott geschenkte „Offenbarungen", hinter denen die jahrzehntelangen Erfahrungen eines reichen, in unerhörtem Maße von Gott durchwalteten Lebens stehen. Hinter der einfachsten Erkenntnis, die wir scheinbar mühelos uns aneignen können, steht hier das Ringen, Forschen, Erfahren eines ganzen Lebens, nicht das gelehrte Forschen in Schriften und Büchern, sondern das gelebte Leben, das direkt die Wirklichkeiten selbst erfahren hat. Auch das sagt er uns ja immer in seinen Büchern, so oft, daß wir's schon gar nicht mehr hören — haben wir aber wirklich einmal begriffen, was das bedeutet? Ist uns wirklich einmal aufgegangen, daß wir mit all unserm theologischen Wissen doch nur elende Stümper sind gegen diesen „Praktiker im Reiche Gottes"? Wir sind so voll von unsern „Begriffen" über all diese Dinge, daß wir genug haben, wenn wir nur wissen, was er darunter versteht. Lesen wir seine Bücher so, dann haben wir bald genug, dann sind es freilich immer dieselben „Erkenntnisse" in endloser Monotonie. Auch das nehmen wir als eine „Erkenntnis", daß alles nur Wert hat, wenn es „Praxis" wird, daß nur „die Erfahrung" uns zu lebendiger Erkenntnis führen kann.

Hören wir nicht hinter all den endlosen Anläufen, von immer neuen Seiten aus von dem göttlichen Geheimnis zu stammeln, das verzweifelte Bemühen eines von Gottes lebendiger Wahrheit brennenden Propheten, zu sagen, was nicht zu sagen ist? Wie, wenn er recht hätte, was er über die „fromme Geistigkeit" sagt? Wenn wir ihn als erschütterndes Gericht Gottes erfahren würden über die Gottlosigkeit dessen, was er „Christentum" nennt? Wie, wenn wir zugeben müßten, daß es zum großen Teil mit uns so bestellt ist, wie er sagt? Muß er nicht deshalb so glühend, so leidenschaftlich versessen diese wenigen Tatsachen als „das immer Gleiche" verkünden, weil wir's eben nicht begreifen? Weil wir immer

[1] C. H. Beck, München 1933. 341 S. 4., 5.40 und 6.50 M.

etwas anderes daraus machen? Hören wir nicht die Tragik seines Stammelns? Gehören nicht auch wir zu denen, die darüber die Achseln zucken und sagen: Was kann von Elmau Gutes kommen? Von diesem „weltfremden" Schwärmer, der in seiner Einsamkeit „so gut reden" hat? Wie, wenn er dennoch recht hätte im Wesentlichen und Eigentlichen? Wie müßte da alles anders werden!

Prüfen wir einmal ehrlich und lesen wir einmal so, vielleicht nur eine Seite jedesmal, aber immer so, daß seine Worte für uns die Wirklichkeiten sind, die sie meinen. Lesen wir dann nicht, wenn es uns nicht gegeben wird, hinter seinen Worten die gemeinten Wirklichkeiten zu schauen oder wenigstens zu ahnen! Hören wir sofort auf, wenn Abstraktheiten und sogenannte „Erkenntnisse" daraus werden, die wir soeben auf der vorhergehenden Seite auch schon gelesen haben! Dann sind wir sofort im „Aergernis" drinnen! Diese Lebensfrüchte wollen in heiliger Ehrfurcht gebrochen sein, sonst zeigen sie uns nur eine rauhe, unscheinbare Schale. Sie wollen als Lebensbrot gegessen sein, wenn man „Hunger" hat, und dann nur soviel, wie man gerade braucht, nie aus bloß „theologischem" Interesse, immer aus einfachem Seelenhunger, nie, um nur „zur Kenntnis zu nehmen", sondern um sich zurechtrichten zu lassen. Wer als satter „Wissender" kommt, wird nur ein Lächeln übrig haben, weil er das Ungeheure überhaupt nicht sieht, das hinter diesem Stammeln verborgen ist. Es ist kein Buch, das man in einer Woche lesen kann, um es dann schnell zu rezensieren, das man lesen kann, um über die „Neuerscheinungen" Bescheid zu wissen. Wer es so lesen will, soll es lieber sein lassen, denn er gehört dann zu denen, die Johannes Müller durch überhebliche und falsche Urteile nur noch mehr unmöglich machen in der Welt und die schicksalhafte Mission vereiteln, die er nach Gottes Willen hat.

Es ist „immer das Gleiche", weil er die immer gleichen „Tatsachen und Gesetze" des Reiches Gottes schildert, die geheimnisvollen Ordnungen, die hier immerwährend gelten. Viel ist schon in Kraft und Vollmacht vom Reiche Gottes gezeugt worden, aber nirgends habe ich so grandiose Aufklärung gefunden über das Wesen, Werden und Wachsen des Reiches Gottes, was es ist und wie es kommt, wie es empfangen wird und wie es sich auswirkt. Das sind keine Gedanken darüber „auf Grund der Schrift", sondern hier erzählt einer vom „Neuland Gottes", der von Gott hineingeführt worden ist, der es selber durchwandert und durchforscht hat, und dem eine schicksalhafte Schau gegeben worden ist zu sagen, „wie es eigentlich ist", das Fundamentale und Konstituierende, die Bahnen und Ordnungen, in denen das höhere Leben sich bewegt und dann in ungeheurer Mannigfaltigkeit sich äußert und auswirkt. Das ist „das immer Gleiche", das den Schöpfungen und auch den Neuschöpfungen Gottes zugrunde liegt. Es wird dann freilich alles in diesem Lichte geschaut, und es wird alles Geschehen von hier aus einfach und im Letzten erlebt, aber wieder nicht auf Grund einer religiösen Weltanschauung, sondern unmittelbar mit dem neuen Auge und dem neuen Sinn. Diese Einfachheit ist kein Mangel an Gedanken, sondern es ist höchste Einfachheit im Reiche Gottes, die alle Kompliziertheit und alle Spekulationen überwunden hat. Wer dieses Wesentliche als neues Leben „hat" (nicht nur als seine „Ueberzeugung" oder Theologie, die man sich ja auch theoretisch aneignen kann), der „hat" alles, weil er wahrhaftig Gott, den Lebendigen, im konkreten Leben hat, wer darauf steht, dem „fällt alles andere von selber zu". Darum geht es ihm einzig und allein um diese Türangeln des Reiches Gottes. Alles andere kommt (und darf nur kommen!) in zweiter Linie als von selbst gewachsene Frucht. Da geht es dann ganz organisch ein in deutsches Wesen, und Christus gewinnt gegenwärtige Gestalt.

Dieser von Gott berufene „Bergführer des schmalen Weges" darf nicht mehr übergangen werden. Seine Kritik an Christentum und Theologie ist auch „Wort Gottes" an unsere Zeit! Wessen Frömmigkeit und Theologie diesem Feuer standhält, der kann sicher sein, vor Gottes Augen als echt erfunden zu werden. Wer vom Reiche Gottes lebendig etwas versteht, wird hier Bestätigung, Vertiefung und unerhörte Klärung finden. Wer diesen Schmelzofen zu scheuen hat, wird in Sachen des Reiches Gottes nicht mehr ernst genommen werden können! Das ist das Große und das Aergerliche an diesem Mann und an diesem schicksalhaften Buch.

Wer etwas von Gottes Walten im heutigen Geschehen verspürt, von seiner „Heimsuchung" unseres Volkes und den gewaltigen Möglichkeiten und Aufgaben, die vor uns stehen, und wer sich dabei sehnt nach einer letzten Erfüllung, der wird hier die zeitgemäße Wegweisung finden, in dieser wuchtigen und beschwörenden Unerbittlichkeit, in dieser prophetischen Glut, die immer, immer wieder mit tausend Zungen auf das Eine hinweist, was allein nottut: Die Verwirklichung des Reiches Gottes als tatsächliches, erlösendes und gegenwärtig mögliches Geschehen! Hören wir doch diesen Sachkenner des Reiches Gottes!

St. Blasien Maurus Gerner-Beurle

Stefan George

und seine Stellung zum Christentum

In seinem Buch „Stefan George" (Halle, Niemeyer 1933, 114 S., 3.80, geb. 5 M.) zeichnet Willi Koch in großen Umrissen das Weltbild, Naturbild und Menschenbild des großen Dichters. Er will durch schlichte Sinndeutung des Georgeschen Werkes, wie es seit 1927 in der bei Georg Bondi erscheinenden Gesamtausgabe vorliegt, das Verständnis der Dichtung erleichtern und auch den Leser, der das Werk noch nicht gründlich kennt, in seinen Ausdruckswert einführen. Er will keine Biographie geben, sondern eine Analyse des dichterischen Bewußtseins Georges. Er will die Annahme Alfred Bäumlers, daß die Aufgabe des Aesthetikers nicht in der Erfassung des Gehalts, sondern in der alleinigen Bemühung um die Ausdrucksform des Gehalts bestehe, widerlegen durch die Vorlegung einer ästhetisch-kritischen Analyse, „die den Ausdruck nur zu verstehen vorgibt, weil sie den Gehalt verstanden zu haben glaubt" (12). Das Buch ist daher eine willkommene Ergänzung zu den George-Werken von Friedrich Gundolf und Friedrich Wolters.

Der Ursprung aber und die wesentliche Gestalt von des großen Dichters Schaffen werden entscheidend bestimmt von ihrer Zwiesprache mit der Ewigkeit. Hat man diese Sprache gedeutet, so hat man damit das Aufbaugesetz des Werkes gefunden. Daß dies erkannt und konsequent im Fortgang der Analyse ausgewertet ist, darin liegt der besondere Wert der vorliegenden Untersuchung. „Der tatsächliche ‚Boden' einer Dichtung ... ist immer im Religiösen zu suchen, aus dem sich Idee, Motiv, Gestalt und Sprache des Dichters erst als Folge ergeben" (16). Welt-, Natur- und Menschenbild Georges werden auf ein religiöses Zentrum bezogen und von da aus erhellt. Dies Zentrum aber ist das Maximin-Erlebnis, das in der Mitte des Georgeschen Lebens steht, und in dem dies Leben erst zu seiner eigentlichen Sinnerfüllung gelangt.

Bis zu diesem Erlebnis ist das Grundmotiv der Dichtung Georges die Unergründlichkeit des Seins. Die Welt besteht aus gestaltlosem und gestalthaftem Sein. Nur im gestalteten Sein gibt es gültige Gesetze. Hinter allem Sein liegt die Nacht der prinzipiellen Ungestalt und Gesetzlosigkeit: das „Andere". Fremd ist George die jüdisch-christliche Vorstellung von dem Schöpfergott als dem Urquell alles Seins. Jedes Ding stellt dem menschlichen Begreifen eine schlechthin unüberwindliche Grenze entgegen, denn es kommt aus der Nacht der Gestaltlosigkeit, aus der Ungestalt, die hinter allem gestalteten Sein mit offenen Armen steht, die als das Dämonische es gefährden, bedrohen, ja zerstören kann. Eine magische Ausstrahlung geht von ihm aus, die im Menschen ein Grauen hervorruft, ein Erschauern, das in Georges Totenglauben vernehmlich mitschwingt. So erlebt der Dichter die Natur nicht wie der pantheistische Naturalismus als unmittelbar identisch mit dem Göttlichen, oder wie der wissenschaftliche Mensch als Inbegriff kausal-gesetzlicher Vorgänge, sondern als eine Realität, die herauswächst aus der dunklen Macht des Gestaltlos-Anderen, und die schicksalhaft dieser Macht unterworfen ist. Dies Naturbild hebt sich scharf ab von dem Naturgefühl Goethes, das die Natur vorwiegend unter dem Gesichtspunkt der harmonischen Ganzheit betrachtet. Die Natur ist vor dem Maximin-Erlebnis das radikal Fremde, das leere Nichts, entgottet und entgeistet, ohne Leben und ohne Sinn. Die Kluft zwischen Mensch und Natur ist unausfüllbar.

Schon hier wird eine erste Distanz zu dem religiösen Erlebnis des Christentums sichtbar. Freilich weiß auch der Mensch des christlichen Lebensraums um das große Geheimnis, in

dem wir leben, kennt das mysterium tremendum, weiß um die ständige Bedrohtheit seines Daseins. Ja, diese Bedrohtheit, die ernste Christen bis an den Rand der Verzweiflung geführt hat, gehört wesensnotwendig zum Sein des christlichen Menschen. Aber sie entspringt hier nicht irgendeinem dunklen Etwas, einer dämonischen Gestaltlosigkeit. Vielmehr wird sie hier unmittelbar mit der Tiefe, der Majestät und Heiligkeit Gottes selbst verbunden, des Gottes, der bei aller Unfaßlichkeit sich dennoch als die große Liebe enthüllt. Auch wird in dem christlichen Erleben jene Gefahr betont, die dem Menschen aus seinem unausrottbaren, seine gesamte Existenz erschütternden Hang erwächst, nur Er-selbst sein zu wollen. Dagegen verdichtet sich für George das „Andere" zu einem überwiegend kosmischen Prinzip, dem Götter und Menschen unterworfen sind. Mit Recht weist Koch auf die Beziehung dieser Georgeschen Vorstellung zu den mystischen Gestalten der griechischen Moiren, der römischen Parzen und der nordgermanischen Nornen hin.

2

Noch stärker macht sich bei George, der einer katholischen Familie entstammt und in seiner Jugend ernsthaft mit den großen Kategorien der Heilslehre des Christentums gerungen hat, die fortschreitende Abkehr von dieser Religion während der Zeit vor dem Maximin-Erlebnis in einer anderen Vorstellung geltend, die völlig unvermittelt neben die Vorstellung des Gestaltlos-Anderen tritt. Die Welt geht aus der schöpferischen Geisteskraft eines Weltgeistes hervor, der als überzeitliche Kraft jenseits der ihm entströmten Welt verharrt, aber immer neue Werte und Gebilde entstehen läßt. Er steht im Gegensatz zu der unbewußt schaffenden Naturkraft. Aber er hat dieselbe schöpferische Kraft, die sich auch im individuellen Geist des Menschen auswirkt. Die Folge dieser Anschauung ist ein metaphysischer Individualismus, der die menschliche Persönlichkeit als Zentrum der Welt erleben läßt. Es gibt nur den Menschen selber, das geistige Individuum, in dessen Wesen es liegt, einsam zu sein, das weder eines anderen Individuums bedarf, noch einer anderen erlösenden oder helfenden Macht. Die großen Persönlichkeiten, die Heroen sind die Hauptfaktoren der Geschichte. In der Gedichtgruppe „Vorspiel" hat George diesen Menschen, dem die Außenwelt keine Hemmung, sondern nur Material seines Handelns ist, der ohne Bemühung um das Edle weiß, weil es ihm im Blut liegt, der darin nichts „von Scham, von Reue oder Fluch" fühlt, dichterisch gestaltet. Darum, weil das Christentum nicht um diesen Menschen weiß, wendet der Dichter sich von ihm ab, bekennt er sich zu Hellas als seiner geistigen Wahlheimat, bekennt er sich zu dem titanischen Menschentum, das der junge Goethe und Fichte, in der Gegenwart Nietzsche, Ludwig Klages und viele andere gestalten.

3

Die Spannung, die vor dem Maximin-Erlebnis zwischen Mensch und Natur, zwischen Geist und dem Gestaltlos-Anderen bestand, löst sich nun in diesem Erlebnis. Erst hier dringen wir zum eigentlichen Sein des Georgeschen Wesens vor. „Man hat George verstanden, wenn man Bedeutung und Tragweite des Maximin-Erlebnisses begriffen hat" (76). Freilich wissen wir von den realen Umständen jenes Erlebnisses nichts. Nur soviel läßt sich feststellen, daß die gewaltigste Erschütterung im Leben des Dichters von einem Jüngling ausging, dessen Wesen eine vollkommene Einheit von heldenhafter Seele und deren Versinnlichung in Gestalt und Gebärde enthüllte, der durch einen jähen Tod dahingerafft wird. Dieser Jüngling ist dem Dichter als Urbild menschlicher Vollkommenheit, noch mehr: als Gestaltwerdung des göttlichen Geistes selbst erschienen. In dem Maximin-Erlebnis liegt daher der eigentliche Kern der Georgeschen Religion. Maximin erlöst den Dichter aus der geschilderten Dynamik der auf die Dauer zerstörenden Polarität von Geist und dem „Anderen". Er überwindet das Andere, weil er Gott ist, die sinnliche Erscheinung des Vollkommenen. Er ist die vollendete Verkörperung der Schönheit. Sein Leben hat nur die eine Aufgabe: die Vervollkommnung der Schönheit. Wie diese Vervollkommnung nicht mehr weiter möglich ist, gibt er sich freiwillig den Tod, wird er zum Märtyrer der Schönheit und damit zum Heroen einer religiösen Tat. Ein Göttliches hat hier die Gestalt des Menschen angenommen, ein Mensch sich von sich aus der Gottheit genähert. Der große Mensch, dem bereits vor der Begegnung mit Maximin das Ringen des Dichters galt, hat eine neue Form angenommen. Er steht nicht mehr der Natur in abgründiger Fremdheit und Ferne gegenüber als reines Geistwesen. Geist und Leib sind zu einer unterschiedslosen Einheit zusammengeflossen. Das Uebersinnliche steht nicht mehr einer entgotteten Natur gegenüber. Die Natur selbst ist jetzt groß, gütig und göttlich. Es ist das eingetreten, was Gundolf in seinem George-Buch (1921, 38) „die Vergottung des Leibes und die Verleibung des Gottes" nennt, weshalb er in dem Dichter den antiken Menschen sehen will wie „keinen zweiten Mann der Gegenwart", den „einzigen antiken Menschen unserer Tage". Gott wird als sinnhaftes Sein geschaut. Er manifestiert sich in den großen Persönlichkeiten, deren immer erneutes In-die-Erscheinung-treten allein den Gang der Weltgeschichte konstituiert, während die Masse sinnlos vergeht. Er ist in dem „Blut" wirksam, das George nicht biologisch versteht, sondern als ursprünglichen Glauben, der die Gläubigen zu einem Volk oder Stamm zusammenfaßt. Weil Maximin auf deutschem Boden geboren, ist das Vaterland dem Dichter heilig, glaubt er an eine besondere deutsche Sendung, an eine neue deutsche Schönheit, Kraft und Größe, die einst die Welt erretten wird, an eine neue deutsche Religion, die aus dem Kern deutschen Wesens herauswachsen wird im Nachleben der Helden der Geschichte, die die Einheit von Geist und Leib, von Schönheit und Tat verkörpern.

4

Erst in dem so gestalteten und sich auswirkenden Maximin-Erlebnis ist der volle Gegensatz zum Christentum erreicht. Auch Koch weist in seiner Untersuchung immer wieder auf den unchristlichen Gesamtcharakter dieses Erlebnisses hin. Er betont mit Recht, daß Maximins Opfertod kein Christusähnliches Leiden oder Sterben sei.

Sein Opfer geschieht aus gänzlich anderen Motiven. Er stirbt nicht aus Liebe für die Menschheit, sondern aus Liebe zur Schönheit, zu seiner Gestalt, in der Erfüllung seines „Gesetzes", das ihn seine Schönheit in Vollkommenheit bewahren heißt (101).

Ebenso hatte auch Gundolf hervorgehoben, daß das Schaffen Georges getragen sei von den vier antiken Urgewalten Eros, Kairos, Schönheit und Weihe gegenüber den vier christlichen Gegenerlebnissen Karitas, Ewigkeit, Heiligkeit, Gnade, welche im bewußten Gegensatz gegen den Leib ausgebildet seien (S. 40).

Dieser Sachverhalt zwingt zur Besinnung. Was veranlaßt den Künstler George, in dem viele den größten Dichter der Gegenwart sehen, der einer christlichen Familie entstammt, bei fortschreitender Entwicklung seines Künstlertums, sich immer stärker vom Christentum zu entfernen? Auf eine Antwort auf diese Frage führt eine briefliche Bemerkung W. v. Humboldts an Goethe vom 23. August 1804:

Durch das Christentum ... wurde der Mensch so mürbe gemacht, daß natürliche Ruhe, ungestörter innerer Friede auf ewig für ihn verloren war ... Man spaltete seine Natur, setzte der Sündigkeit eine reine Geistigkeit entgegen und erfüllte ihn mit nun nie mehr abweichenden Ideen von Armut, Demut und Sünde.

Dagegen träfen wir das „volle und schöne Gleichgewicht" von Idee und Erscheinung nur im Antiken, nie im Modernen (Bd. III, 193). Es ist, als wenn wir Nietzsche hörten oder George selber. Tatsächlich ist der Mensch im christlichen Lebensraum nicht denkbar ohne die radikale Spannung von Diesseits und Jenseits, von Tod und Leben, von Sünde und Gnade, von Schöpfung und Erlösung, von Welt und Reich Gottes, eine Spannung von solcher Absolutheit und harter Wirklichkeit, daß er sie von sich aus nicht lösen kann. Tatsächlich weiß dieser Mensch, daß er von sich aus nie zur Einheit seines Wesens kommt, da er in eine Wirklichkeit gestellt ist, in der das Andere mächtiger ist als er selber. Noch keine theologische Ethik, die sich mit dem Verhalten des Christen zu den Dingen dieser Welt beschäftigte, hat diesen

Dingen einen rein positiven Sinn abgewinnen können, auch nicht den heute im Brennpunkt geistigen Ringens stehenden Ordnungen wie Rasse, Volk und Staat. Der große katholische Systematiker Thomas kam bei allem Ringen um eine Synthese von Aristoteles und Augustin nicht hinaus über den Stufenbau von Naturgesetz und Reich der Gnade. Luther hat nie den Gegensatz von Amts- und Personmoral überwunden. Auch die gegenwärtige ethische Arbeit ist entscheidend und unverändert von dieser Spannung bestimmt.[1]) Wenn sie an der eschatologischen Grundstimmung des christlichen Gedankens festhält, die in moderner Formulierung darauf hindeutet, daß der letzte Sinn der Weltgeschichte nicht in ihr selber liegt, ihr auch nicht von den großen Menschen gegeben werden kann, sondern in einem Jenseits ihres Ablaufs, das als das schlechthin Neue dereinst kommen wird, dann wird alles „Jetzt" auf das Letzte hin relativiert, dann bekommt alles Gegenwärtige den Akzent des Vorläufigen, dann läßt sich nicht ganz das paulinische Pathos des „Handelns, als handelte man nicht" abschütteln, dann ist der Christ nicht so sehr der in der Gegenwart aufgehende Mensch, als der Mensch zwischen den Zeiten, der Wanderer zwischen zwei Welten, der Mensch des in ferne Zukunft gewandten Hoffens, des geduldigen Wartens.

5

Gegen diese dualistische Schichtung des menschlichen und weltlichen Seins aber mußte der Künstler George sich auflehnen. Denn der künstlerische Mensch ist der schlechthin gegenwärtige Mensch. Er schaut das Ewige im Augenblick. Er sieht das Unvergängliche an der vorüberfliehenden Erscheinung aufblitzen. Er fühlt nicht das Gegenüber von Ewigkeit und Zeit, von Idee und Erscheinung, von Gott und Leib. Wo er wirklich der Künstler ist, weiß er nur um die Einheit dieser Elemente. Er erlebt nicht den Unwert des Sinnlichen, wie der Mensch des christlichen Lebensraums, der sich von dem übersinnlichen Gott angerufen weiß und in dem Sinnlichen nur das Vergängliche, Böse, Gottlose sieht. Nicht einmal nur Hülle und Gewand ist ihm das Sinnliche. Es ist ihm alles, ein Positives in höchster Potenz, das Göttliche in eigener Person. Er lebt von diesem Sinnlichen. Mit ihm würde er seine Existenz aufgeben. Darum ist es ihm unverständlich, wie der Mensch des christlichen Lebensraums in dem natürlichen Leben so stark den selbstsüchtigen, von Gott abgewandten Trieb empfindet. Wie Gott und Leib, so sind auch Gott und Natur eine ununterscheidbare Einheit. „Mutter Erde" wird zum Ausdruck göttlichen Schöpfertums. Darum war die der antiken Philosophie entlehnte Formel Spinozas „Eins und Alles" das weltanschauliche Symbol jedes künstlerisch-religiösen Naturerlebnisses bei Shaftesbury, Herder, Schleiermacher bis zur Gegenwart. Darum hat ein Kunstwerk nur dann sein Gesetz erfüllt, wenn es eine organische Einheit darstellt, eine Ganzheit, in der Sinn und Sein, Gehalt und Gestalt im „schönen Gleichgewicht" harmonisch zusammenklingen.

Der Künstler ist der in der Gegenwart lebende Mensch, und er ist der schöpferische Mensch. Darin dürfte das zweite Motiv des Abrückens Georges vom Christentum zu sehen sein. Der Künstler lebt wie die Menschen Georges aus der Ewigkeit heraus. Er weiß sich wie ein Prometheus, der selbst eine Welt schafft und gestaltet. Er weiß sich als Titan, als Heros, als der große Mensch schlechthin, der dem widerstrebenden Material seinen künstlerischen Willen aufzwingt, der das Gestaltlose zur Gestalt meistert. Er erlebt sein Ich unmittelbar als göttliches, begnadetes Sein. Er ist darum nicht im schlechten Sinne der ichsüchtige, schrankenlos-willkürliche, geniale Mensch. Er weiß sich — und gerade das wird bei dem Künstler George fraglos deutlich — als der streng gebundene Mensch, gebunden an das Gesetz seines Seins, an die Gesetze seines Schaffens, sofern er echter Künstler ist. Er kennt also das Gesetz. Aber das Gesetz ist ihm nicht das Gericht, das drohend, übermächtig und unerfüllbar das Nein spricht über seine ganze, natürliche Existenz, das ihn vor eine letzte Entscheidung stellt, ihm alle Sicherungen zerschlägt und den Frieden nimmt, den nur die göttliche Gnade wiederherstellen kann. Das Gesetz als solches ist ihm schon Gnade. Er lebt und schafft aus dem Gesetz heraus, weiß sich in Lebenseinheit mit ihm. Sein Gefühl der Bindung an das Gesetz ist kein bedrückendes, bedrohliches, lähmendes, sondern ein beglückendes, erhebendes, mit Lust und Kraft gesättigtes. So ist das eigentliche Thema des Künstlers der große, schöne, heroische Mensch, der in ungebrochener Einheit aus göttlichem Grunde herauswächst und das Gesetz seines Seins erfüllt. Wohl kennt auch das Christentum den heldischen, starken Menschen. Aber dieser Mensch weiß seine ganze Existenz nur von Gott her. Er lebt im Umbruch von natürlicher und reiner, von Gott gegebener Existenz. Seine Kraft ist Kraft aus Schwachheit. Sein höchster Adel ist die Demut, seine höchste Leistung die Liebe, die die eigene Existenz hingibt bis zum Tode am Kreuz, der sich erlöst weiß durch die Liebe Gottes, die in Jesus Christus Gestalt wurde. Der große künstlerische Mensch aber bedarf keiner Erlösung, denn sein Schaffen ist ihm bereits als solches Erlösung. Aus seinem eigenen Schaffen gelingt es ihm immer wieder, seine Kraft zu ergänzen und Einheit und Gleichgewicht seines Wesens herzustellen.

6

Dieser ungeheure Antrieb bei George zur Einheit, Totalität und harmonischer Ganzheit, der seiner künstlerischen Anlage entsprang und ihn immer stärker vom Christentum entfernte, gewann noch an Energie durch seinen katholischen Ursprung. Von jeher war es ein Kennzeichen des katholischen Denkens, Gegensätze auszugleichen und mit den Mitteln eines konstruktiven Denkens zur Einheit umzugestalten. Man findet diese Tendenz bei Augustin ebenso wie bei den großen Vertretern der mittelalterlichen Scholastik. Erich Przywara S. J., einer der scharfsinnigsten katholischen Denker der Gegenwart, hat in einer Abhandlung „Die Problematik der Neuscholastik" (Kant-Studien 1928, 73—98) diesen Wesenszug des katholischen Philosophierens treffend formuliert.[2]) Er nennt als einen der Grundsätze dieses Philosophierens den eines grundsätzlichen Ausgleichs „zwischen betont eigen-orientierter Philosophie (entsprechend der Akzentuierung von Selbständigkeit) und betont theologie-inspirierter Philosophie..." (95). Das Verhältnis von Natur und Gnade wird in ein Beziehungsverhältnis umgewandelt, dergestalt, daß Natur unverkürzt, aber in den höheren Bereich der Gnade aufgenommen ist (vgl. den Stufenbau bei Thomas). Schon das natürliche, philosophische Erkennen ist ein unmittelbares Durchleuchtetsein von Gott. Schon die philosophische Evidenz ist in ihrem Wesen Bereitschaft zur Offenbarung. Platonismus bzw. Aristotelismus und Augustinismus, Philosophie und Theologie, Erkennen und Glauben bilden eine Einheit. — Ausgezeichnet wird diese Sachlage beleuchtet, indem Przywara mit diesem Typus den protestantischen Menschen vergleicht, der die Natur auch in ihren besten Bestrebungen „in verdammlichem Gegensatz zu Gott" verharren läßt, der über den Widerspruch von Gottes Alleinwirksamkeit und der Geschöpfe Streben nach Alleinwirksamkeit nicht hinauskommt, dem es nicht gelingt, den Gegensatz von autonom-freier Philosophie und völlig unphilosophischer Theologie zu überbrücken. Daraus ergibt sich die Gegenüberstellung: „Philosophie aus letzter religiöser Haltung katholischen Glaubens gegen Philosophie aus letzter (wenn auch noch so unbewußter) Haltung protestantischen Glaubens" (58).

7

Der Frage der Möglichkeit bzw. des Rechtes dieser Haltung des katholischen Menschen nachzugehen, würde den Rahmen unserer Betrachtung weit überschreiten. Eine derartige Untersuchung würde immer ergeben, daß jene katholische Synthese nicht der Wirklichkeit des Lebens abgerungen ist, sondern konstruiert ist durch die Technik begrifflichen Denkens, daß sie weder dem Wesen der autonomen Philosophie,

[1]) Vgl. W. Herrmann, Ethik, 1913. Gogarten, Politische Ethik, 1932. Brunner, Das Gebot und die Ordnungen, 1932. Schreiner und Künneth, Die Nation vor Gott, 1933.

[2]) Jetzt auch in dem 1. Band seines Buches: Analogia entis, 1933.

noch dem Wesen der christlichen Religion gerecht wird, daß sie nur zustande kommt, indem diese beiden verwässert werden. Es lebt sich vielleicht leichter und bequemer mit der katholischen Synthese, aber wahrhaftiger und wirklichkeitsnäher mit dem protestantischen Paradox. Ohne weiteres aber ist deutlich, daß die synthetische Haltung des katholischen Menschen dem geschilderten Einheitsstreben des künstlerischen Menschen entgegenkommt, weshalb dieser Mensch sich immer stärker zur katholischen Kirche hingezogen fühlte. Immer aber ist dann die Gefahr aktuell, die sich a priori aus dem Strukturaufbau der katholischen Haltung ergibt, und die in der Gestalt Stefan Georges realisiert ist, daß das echt christliche Ethos preisgegeben wird zugunsten der antiken Metaphysik.

Auch die Einheit, die der starke künstlerische Wille Georges geschaffen hat, ist nicht aus dem Ringen mit der harten Wirklichkeit des Lebens entstanden. Einsam, lebensfern, unberührt von den dunklen Nöten menschlichen Daseins ragen seine Gestalten in eine ungewisse Leere. Darüber kann auch die glänzende sprachliche Technik seiner Verse nicht hinwegtäuschen. Ungelöst bei dem gleichgeschlechtlichen Charakter seiner Liebe im Sinne des platonischen Eros tritt die große Ich-Du-Problematik wieder vor uns hin. Vor der Schau des Schönen treten die Probleme des Todes und Sünde völlig zurück, um sich dann mit um so stärkerer Gewalt dem Menschen von heute wieder anzuzeigen, der mitten in diesen Zusammenhängen ringt und sucht. Ungelöst bleibt die Problematik von Natur und Gnade. Aber gerade deshalb sollte sich der protestantische Mensch mit George beschäftigen. Denn dieser steht nicht allein. Er gehört in die große geistesgeschichtliche Linie, die von Plato über die Renaissancephilosophie bis zu Nietzsche sich erstreckt, jene Linie, die vor kurzem Kurt Leese in seinem hier (CW 1933, Sp. 119) besprochenen Buch „Die Krisis und Wende des christlichen Geistes" gezeichnet hat, jene Bewegung, die in der Gegenwart immer stärker die geistig kämpfenden Menschen an sich zieht, die um eine positive Sinngebung des natürlichen Seins ringt. Zu einer intensiven Beschäftigung mit George und seinem Ringen mit dem Christentum bietet das Buch von Willi Koch eine ausgezeichnete Einführung.

Hamdorf (Kr. Rendsburg) Werner Schultz

Papstgeschichte

In den letzten Jahren ist eine so große Zahl von Darstellungen zur Geschichte des Papsttums erschienen, daß man füglich von einer Hochflut reden darf, deren Ende noch nicht abzusehen ist. Der Grund liegt nahe: wir stehen am Ende einer Periode der Unruhe, die mit den Ereignissen des Jahres 1870 einsetzte, und die inzwischen eingetretene Festigung des Papsttums als der allein maßgebenden Norm für alle katholischen Belange einerseits und seines internationalen Ansehens andrerseits ermöglichen nicht nur, sondern machen den Rückblick auf die gewaltige Geschichte von fast zwei Jahrtausenden erwünscht. Die Zeit, in der wir leben, bedeutet einen Einschnitt in dieser Geschichte, der auf lange hinaus seine Bedeutung behalten wird.

Bei der Umschau nach dieser sowohl quantitativ wie qualitativ erheblichen Produktion fällt der Blick mit Recht zunächst auf das gewaltige Werk Pastors.[1]) Seine Anfänge liegen so weit zurück, daß es in seinen Fortsetzungen fast die ganze oben bezeichnete Periode deckt. 1886 erschien der erste Band. Damals glaubte der Verfasser mit sechs Bänden auskommen zu können, in denen er die Geschichte des Papsttums von der Renaissance bis zur Gegenwart zu behandeln gedachte. Es sind im Lauf der Jahrzehnte sechzehn daraus geworden; wenn man die Unterabteilungen einiger Bände als voll zählt (wozu deren Umfang wohl berechtigt) sogar 22. Und diese 22 Bände reichen nicht bis zur Gegenwart, sondern nur bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. In den neuesten Auflagen umfaßt das gesamte Werk rund 16 300 Seiten, während Rankes „Römische Päpste" in der 6. Auflage (1874), selbst wenn man die von Ranke nicht behandelte Renaissancezeit dabei aufrechnet, kaum 1200 Seiten umfassen. Das ist freilich nur eine äußerliche Betrachtung, aber sie gewinnt an Bedeutung, wenn man sich gegenwärtig hält, daß Ranke die Masse des Stoffes, den auch er schon zu bewältigen hatte (wenn auch nicht in dem Maße, wie der nach Oeffnung der päpstlichen Archive schreibende Pastor), ganz anders zu verarbeiten und in das Licht einer wirklich tiefgründigen geschichtlichen Betrachtung zu rücken wußte als Pastor, der trotz gelegentlicher Versuche der Zusammenschau doch an den Einzelheiten haften bleibt, die er mit unermüdlichem Fleiß und zweifellos großem Erfolg aus den Quellen herausgeschält und mit geschickter Erzählerkunst vor uns ausgebreitet hat. Daß Pastors Darstellung im letzten Grunde eine Apologie des Papsttums und der einzelnen Päpste bedeutet, bleibt auch für den bestehen, der vorbehaltlos anerkennen möchte, daß der katholische Historiker Schäden und Mängel des Systems und der Personen oft genug aufzudecken sich nicht scheut. Darum, daß er die Geschichte mit seiner Brille liest, darf man ihn nicht schelten: über das Maß der Trübung, die unsere Brillen mit sich bringen, werden wir uns ja doch nicht einigen können. Etwas anderes ist es natürlich, wenn von Kritikern aus allen Lagern (also auch aus dem katholischen) dem allzu rasch Arbeitenden schwere Versehen und anfechtbare Urteile nachgewiesen werden können. Aber wer ist unter den Kritikern, der nicht auch an die eigene Brust schlagen sollte? Und was besagen solche Fehler und Schwächen gegenüber dem gewaltigen Zuwachs an historischer Einzelerkenntnis, den jeder Benutzer dieser Bände dankbar empfinden muß? Es wird auch künftig jedem überlassen bleiben, ja zur Pflicht gemacht werden müssen, daß er an den Stellen, wo er selbst glaubt, aus eigener Kenntnis der Quellen mitreden zu können, scharfe Nachprüfung hält, wie es in vorbildlicher Weise z. B. Paul Maria Baumgarten getan hat. Peinlich bleibt es, daß in den letzten Bänden, ja eigentlich schon vom 17. Jahrhundert (Jansenismus) an, man trotz der kurzen Hinweise in den Vorworten der vom Verfasser nicht mehr selbst herausgegebenen Bände nicht sicher ist, wieweit dem alternden Verfasser seine zahlreichen Mitarbeiter, besonders aus jesuitischen Kreisen, die Feder geführt oder wenigstens mit ihrer Feder Ergänzungen beigefügt haben. Daß die Betrachtungsweise ganz in jesuitischem Fahrwasser verläuft, ist allgemein anerkannt. Es ist darum auch verständlich, daß dem ganzen 18. Jahrhundert wenig Verständnis entgegengebracht wird. Doch muß auch hier rühmend anerkannt werden, daß die Darstellung, wie sie im 14. Band das Pontifikat Klemens' XIV. erfährt, sich von den früher üblichen Gehässigkeiten freihält. Daß gerade hier die Fäden einer oft genug im üblen Sinne weltlichen Politik der bourbonischen Höfe aufgedeckt werden, ist sicher verdienstlich.

Es ist zu begrüßen, daß man die Absicht Pastors, sein Werk bis in die Gegenwart fortzusetzen, nicht hat aufgeben wollen. Leider ist nicht durchsichtig, warum hier nicht nach einheitlichem Plan gearbeitet werden soll. Der Verlag teilt mit, daß die Bearbeitung des Schlußteils in den Händen des P. Robert Leiber, Professors der Kirchengeschichte in Rom, liege, der sich noch unter Pastors Leitung in die Forschung eingearbeitet habe. Seine Berufsstellung in Rom werde es ihm ermöglichen, das Quellenmaterial im ganzen Umfang heranzuziehen. Bald nachdem diese Notiz durch die Presse gegangen war, erschien aber schon, und zwar in anderem Verlag, der erste Band einer auf drei Bände berechneten Fortsetzung, als deren Verfasser Josef Schmidlin,[2]) Professor der Kirchen- und der Missionsgeschichte in Münster i. W., zeichnet, derselbe, der bereits die missionsgeschichtlichen Abschnitte zu den letzten Bänden Pastors beigesteuert und als langjähriger Mitarbeiter die vatikanischen Materialien zu der Geschichte der Päpste von Paul III. bis Pius VI. gesammelt hatte. „Auf dringendes Bitten" (wessen?) schreibt Schmidlin, habe er die Fortsetzung übernommen. Dem Fernerstehenden ist nicht verständlich, wie sich dieser Doppelplan auswirken soll, wo doch Leiber und Schmidlin mit den gleichen Quellen arbeiten, sich also notwendig Konkurrenz machen müssen, während sie beide auf Pastors Schultern stehen. In geradezu erstaunlich kurzer Frist hat nun Schmidlin (der doch im Hauptamt

[1]) Ludwig Frhr. von Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des Päpstlichen Geheim-Archivs und vieler anderer Archive bearbeitet. Freiburg i. B., Herder 1886 (Bd. 1: 8. und 9. Auflage, 1926), bis 1933 in 16 (Bd. 3, 4, 13 und 14 in je 2, Bd. 16 in 3 Abteilungen) Bänden. Das Gesamtwerk kostet gebunden 420 Mark. Vor Band 16, 1 findet sich in lateinischer Sprache folgende, für das Gesamtwerk charakteristische Widmung: „Dem Ehrengedächtnis des Simon Petrus, des Fürsten der Apostel, des ersten von Christus dem Heiland eingesetzten römischen Pontifex, widmet diesen Geschichtsband, den Ludwig von Pastor mit letzter Lebenskraft als letzten vollendete, die Witwe Konstanze. Im Jahre des Herrn 1931." Was würde der galiläische Fischer gesagt haben, wäre ihm diese pompöse Widmung zu Gesicht gekommen!

[2]) Josef Schmidlin, Papstgeschichte der neuesten Zeit. Erster Band: Papsttum und Päpste im Zeitalter der Restauration (1800 bis 1846). München, Kösel und Pustet 1933. X, 708 Seiten, 4 Bildtafeln. Großoktav. 30 M. Das Motto ist dem Papstbuch de Maistres entnommen: „Man würde sicher den Päpsten mißfallen, wenn man behauptete, daß sie nie im geringsten Unrecht gehabt hätten: man schuldet ihnen nur die Wahrheit, und sie brauchen nur die Wahrheit."

Professor ist) seinen ersten Band, die Geschichte der Päpste von Pius VII. bis Gregor XVI. umfassend, fertigzustellen vermocht. Hoffentlich hat die Windeseile, mit der der Verfasser (um das Rennen zu machen?) hat arbeiten müssen, der Genauigkeit in Einzelheiten nicht geschadet. Auf Grund bloßer Lektüre kann ich lediglich bezeugen, daß Schmidlin seiner im Vorwort ausgesprochenen Absicht, die von Pastor übernommene Methode durch einen stärkeren Pragmatismus zu vervollkommnen, gerecht geworden ist, und daß er es dabei zu vermeiden sucht, „durch Verschweigen oder Beschönigen minder rühmlicher Tatsachen apologetischen Tendenzen zu verfallen". Auch liest sich die Darstellung leicht und flüssig. Mit dem unförmigen Wälzer, als welcher sich der Band präsentiert, hat der Verlag den Lesern freilich keinen guten Dienst geleistet.

Ranke sowohl wie Pastor und dessen Fortsetzer haben ihre Aufmerksamkeit der neueren Geschichte des Papsttums zugewendet. Die Arbeit an der älteren Geschichte hat, wenn man nur die zusammenfassenden Darstellungen ins Auge faßt, seit Joseph Langen (Geschichte der römischen Kirche bis Innozenz III., 1881—1893, vier Bände) brachgelegen. Von Langens Werk kann aber selbst der wohlwollendste Beurteiler nur sagen, daß uns darin nicht eigentlich Geschichte geboten wird, sondern nur wenig verarbeiteter Stoff. Seitdem ist ein halbes Jahrhundert vergangen, ohne daß sich jemand wieder an die Aufgabe herangewagt hätte. Unendliche, mühevolle Kleinarbeit ist von einem Heer von Forschern geleistet worden, im Zusammenhang mit der Durchforschung der alten und mittleren Kirchengeschichte, zu der sich Theologen, Historiker, Philologen, Juristen, Archäologen zusammengefunden hatten. Caspar,[3]) Professor der Geschichte in Berlin, der als erster den Mut gehabt hat, sich durch den Wald der Einzelforschungen zu einem freien Ausblick hindurchzuarbeiten, hat durch eine große Anzahl größerer und kleinerer Untersuchungen den Beweis geliefert, daß man sich seiner Führung als der eines kundigen Forschers ohne Bedenken anvertrauen darf. Wie ganz anders er sich seine Ziele gesteckt hat als Langen, zeigt seine Bemerkung im Vorwort: „Eine Geschichte des Papsttums soll und will mehr sein als Geschichte der einzelnen Päpste, nämlich Geschichte einer Idee." Die Idee, so meint er mit Recht, sei das Primäre in dieser Geschichte, deren historischer Gehalt sich nicht in einer Summe von Einzelbiographien fassen lasse. Die Idee des Papsttums aber ist in dem Herrenwort Matth. 16, 18 vorgebildet. Wenn ich[4]) seinerzeit auch die Worte „Weide meine Schafe" (Joh. 21, 16) dafür heranzog, so wird Caspar dem nicht widersprechen wollen. Für die Primatidee bleibt doch das Matthäuswort entscheidend. Für den Historiker des Papsttums ist es darum die erste Aufgabe, in Ursprung und Entwicklung dieser Idee hineinzuleuchten. Der „Profanhistoriker" muß sich dabei in das ihm von Haus aus fernliegende Gebiet der theologischen Forschung, ihrer Voraussetzungen, ihrer Ergebnisse, und, sagen wir ruhig, ihrer Vorurteile einarbeiten. Das ist jetzt leichter als vor Jahrzehnten, denn die Zeit der kritischen Kinderkrankheiten ist vorüber. Dies verringert aber den Wert der Leistung Caspars nicht, die nur, wer selber mitgearbeitet und den Wechsel der Meinungen an der eigenen Arbeit erprobt hat, richtig beurteilen und würdigen kann. Sachverständige Kritik hat inzwischen anerkannt, daß die großen Linien, wie sie Caspar zeigte, Bestand haben, mag auch im einzelnen bei der Vieldeutigkeit der Quellen manches unsicher bleiben. Auf gesichertem Boden bewegen wir uns in der Papstgeschichte ja doch erst seit dem 4. Jahrhundert. Und hier vermag denn auch Caspar seine volle Kraft als Darsteller zu entfalten. Er führt uns mit sicherer Hand durch oft verschlungene Pfade; er zeichnet lichtvoll die Bilder der großen Päpste, Leo I., Gelasius I. (den er mit Recht besonders hoch einschätzt), vor allem Gregor I. (den Mommsen einmal mit kaum begreiflicher Kurzsichtigkeit einen kleinen großen Mann nannte); er scheut auch harte Urteile nicht, wo ihm die päpstliche Politik im byzantinischen Zeitalter dazu berechtigten Anlaß gibt. Wer wie ich gerade diese Periode mit eigenem Quellenstudium oft durchwandert hat, der darf bezeugen, daß uns Caspar ein Geschichtsgemälde geschaffen hat, das in den großen Zügen wie in den Einzelheiten der Wahrheit entspricht. Der zweite Band schließt mit einem Ausblick in die neue Zeit, in der das Papsttum sich anschicken wird, die Verluste, die es im Osten erlitt, im Westen nicht nur einzubringen, sondern in hohe Gewinne zu verwandeln.

Es ist nicht ohne Reiz, den Blick von Caspars tief eindringendem, durch kritische Erörterungen vielfach unterbrochenem Werke hinüberzuwenden zu der einfachen, in ruhigem Fluß dahingleitenden, nur die großen Linien verfolgenden Darstellung von Seppelt, Professor der Kirchengeschichte in Breslau.[5]) Mancher wird bei der Lektüre überrascht sein über den Freimut, mit dem dieser gut katholische Historiker auch anscheinend heikle Fragen behandelt. Es mag paradox klingen, aber ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich meine, daß eine solche freimütige Behandlung gerade erst durch die dogmatischen Festsetzungen von 1870 ermöglicht worden ist. Sieht man einmal von der freilich grundlegenden und insofern ausschlaggebenden Wertung der Primatidee im katholischen Sinne ab, so fällt alles übrige in das Gebiet einer rein geschichtlichen Betrachtung, durch die sich der Gläubige nirgends beunruhigt zu fühlen braucht. Ich gebe ein Beispiel: „Die Liberiusfrage" (gemeint ist der „Fall" des Papstes Liberius in der Verbannung: Preisgebung des Athanasius, Unterschrift unter die dritte sirmische Glaubensformel) „hat rein geschichtliches Interesse, sie ist ein etwas verwickeltes historisches Problem, und sie mit apologetischen Künsten lösen zu wollen, ist abwegig." Tatsächlich gibt Seppelt dann den „Fall" unumwunden zu. Vorurteilsfrei ist die Behandlung zum Beispiel des Irenäus-Zeugnisses und das Eingeständnis, daß über der ersten Entwicklung des monarchischen Episkopats und der Verfassung der Urkirche überhaupt ein schwer durchdringliches Dunkel liegt. Ich kann die Lektüre auch Nichtkatholiken nur empfehlen.

Derselbe Seppelt hat sich mit Löffler, dem Direktor der Universitätsbibliothek Köln, zu dem auf weiteste Kreise berechneten Unternehmen einer „Papstgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart" in einem mit reichem Bilderschmuck versehenen Band zusammengetan.[6]) Der Text ist aus den einzelnen Darstellungen erwachsen, die die beiden Verfasser im Laufe der Jahre zu den Bändchen der „Sammlung Kösel" beigesteuert haben, und deren Beliebtheit durch immer wieder notwendig werdende Neuauflagen erwiesen ist. Für evangelische Leser kann ich die Art des Unternehmens wohl am besten durch einen Vergleich mit Baum-Geyers „Kirchengeschichte für das evangelische Haus" (weniger mit Preuschen) verdeutlichen. Es ist geradezu vorbildlich, was hier auf bescheidenem Raum in knapper Zusammenfassung des Details bei durchgehender Wahrung einer im guten Sinne volkstümlichen Darstellung geleistet worden ist. Wenn man dann liest (vgl. die bibliographische Notiz), daß dieses Werk zu einem Preis vertrieben wird, der bei normalem Ansatz nicht viel mehr als die Buchbinderarbeit deckt, dessen Abnehmer also nach Zehntausenden zählen müssen, so darf sich wohl der Neid regen über die Absatzfähigkeit eines solchen Werkes, der im evangelischen Lager etwas Aehnliches nicht an die Seite gestellt werden kann.

Diesem Bericht über „Papstgeschichten" mögen einige Bemerkungen über die Geschichte des Vatikanischen Konzils von Butler[7]) angegliedert werden, deren deutsche Uebersetzung mir gerade vor Abschluß meines Artikels zugegangen ist. Butler hat seiner Darstellung weithin die Briefe zugrunde gelegt, die sein Ordensgenosse, der Bischof Ullathorne von Birmingham, während des Konzils Woche für Woche nach der Heimat geschrieben hat. Ullathorne war ein eifriges, aber nur wenig hervortretendes Mitglied der Versammlung. Da er sich gewissenhaft an das päpstliche Schweigegebot hielt, so erfährt man von ihm kaum etwas, was man nicht auch anderswo lesen kann, abgesehen natürlich von manchen anekdotenhaften Einzelheiten. Er gehörte zu der Partei der Gemäßigten, die sich schließlich durchgesetzt hat, und es ist nur zu begrüßen, daß Butler sich dieser Stellungnahme anschloß. Denn es ist sicher das Wertvollste an seinen eigenen Ausführungen, daß er die klugen Schranken der vatikanischen Deklaration, denen sie ihren durchschlagenden Erfolg verdankt, noch einmal überzeugend auseinandersetzt. Sein Urteil ist besonnen, auch wo es gilt, die nicht

---

[3]) Erich Caspar, Geschichte des Papsttums von den Anfängen bis zur Höhe der Weltherrschaft. Erster Band: Römische Kirche und Imperium Romanum. Tübingen, Mohr (Paul Siebeck) 1930. XVI, 633 S. Geb. 36 M. Zweiter Band: Das Papsttum unter byzantinischer Herrschaft, 1933. XIV, 826 S. Geb. 42.60 M.

[4]) Man wird es mir nicht als Unbescheidenheit auslegen, wenn ich in diesem Zusammenhang die Aufmerksamkeit richte auf meine Skizze: „Das Papsttum. Seine Idee und ihre Träger." 2. Auflage. Tübingen, Mohr (Paul Siebeck) 1932. VII, 159 S. 4 M.

[5]) Franz Xaver Seppelt, Der Aufstieg des Papsttums. Geschichte der Päpste von den Anfängen bis zum Regierungsantritt Gregors des Großen. Leipzig, Hegner 1931. 341 S. Geb. 12.50 M. Bei der Korrektur kann ich das Erscheinen des zweiten Bandes (bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts; 446 S.) anmerken. Das ganze Werk ist auf sechs Bände berechnet.

[6]) Franz Xaver Seppelt und Klemens Löffler, Papstgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Mit 919 Bildern. München, Kösel und Pustet 1933. XII, 551 Seiten. Geb. 5.90 M. Löffler hat die Zeit seit der Französischen Revolution bearbeitet.

[7]) Das Vatikanische Konzil. Seine Geschichte von innen geschildert in Bischof Ullathornes Briefen von Dom Cuthbert Butler, Mönch der Abtei Downside. Uebersetzt und erweitert von Hugo Lang, Benediktiner von St. Bonifaz, München. München, Kösel und Pustet 1933. 2. Aufl. 467 S. Geb. 12 M. Das englische Original erschien London 1930 (The Vatican Council etc., 2 Vols.). Es hat seinen besonderen Schmuck in 30 Porträts führender Bischöfe.

immer einwandfreie Behandlung der Minderheit der Bischöfe durch die Mehrheit zu kennzeichnen. Scharfe Kritik erfährt auch das Schweigegebot. Selbst der Papst muß es sich wiederholt sagen lassen, daß sein Eingreifen in den Gang der Verhandlungen die Erörterung ungünstig beeinflußt habe. Von den großen Konzilsgeschichten von Friedrich (Altkatholik) und Granderath (Jesuit) unterscheidet sich Butlers Darstellung vornehmlich dadurch, daß der Blick immer auf das Wesentliche gerichtet ist. Für den Historiker bleiben darum die genannten Werke unentbehrlich, zumal die „Vorgeschichte" des Konzils, die von Friedrich im ersten Bande mit bisher nicht übertroffener Klarheit dargelegt worden ist. Ueber die berühmten (berüchtigten?) Quirinusbriefe fällt Butler ein wegwerfendes Urteil, das zum mindesten stark übertrieben ist. Mögen diese Briefe auch viel Klatsch weitergetragen haben, sie bleiben doch nach wie vor eine hochwichtige Quelle für die „innere" Geschichte des Konzils. Die Lektüre von Butlers Werk kann auch dem Laien empfohlen werden. Die Uebersetzung ist vortrefflich. Eine besondere Note erhält sie durch die im Auszug mitgeteilten Tagebuchnotizen des Abtes Otto Lang von Metten, der als Präses der Bayrischen Benediktinerkongregation Sitz und Stimme auf dem Konzil hatte. Auch sonst hat der kundige Uebersetzer mit kleineren Zutaten in Anmerkungen nicht gespart, wofür ihm besonderer Dank gesagt sein mag.

Gießen — Gustav Krüger

Berliner Religionsgespräche

3. Kritik

Es ist nun selbstverständlich, daß ein in seinen Tiefen von einer Revolution erfaßtes Volk sich auch zu einem Glauben durchzuringen versuchen muß, der Lebensmöglichkeiten im tiefsten Grund seiner Seele findet. Diesen Grund der Seele gilt es also zuerst aufzusuchen und zu durchsuchen.

Der nordische Mensch weiß nach Wirth, was recht ist, denn er trägt das Gottesgesetz in sich selbst; wahre Religion wäre also die Rückkehr zu sich selbst, zu seinem Wesen. Das hat aber Paulus im Römerbrief Kapitel 1 von der gesamten Menschheit behauptet, daß sie ursprünglich die Erkenntnis dessen, was recht ist vor Gott, in sich trug; und nicht den Sündenfall im Paradies, sondern den Fall, den sie aus hochmütiger Selbstsicherheit tat, hat er als Grund angegeben für ihre Verschuldung. Damit stimmt auch die Predigt auf dem Areopag, die den Griechen, auch einem von der nordischen Völkerwanderung berührten indogermanischen Volke, vorhält, daß sie geschaffen seien, Gott zu finden, und daß sie — wie alle Menschen — göttlichen Geschlechtes seien. Wie ließe sich aber der Glaube an Gott als den „Grund" der Welt oder als den Vater der Menschheit oder die Quelle der Gerechtigkeit aufrechterhalten, wenn er nur einem Volke die Erkenntnis dessen, was recht ist, in die Seele gelegt hätte? Das „auserwählte" Volk ist doch kein nordischer Gedanke, sondern die zeitgeschichtliche Einkleidung eines erloschenen Missionsberufes Israels. Christus selbst hat die Bindung dieser Auserwählung an die Rasse, der er nach dem Fleische angehörte, aufs schroffste abgelehnt (Matth. 3, 9), und auch Paulus hat für sein Volk jedes Vorrecht preisgegeben (Röm. 11). Daß aber für eine gewisse Zeit bald dieses, bald jenes Volk einen besonderen Auftrag hatte oder hat, widerspricht keiner weltumfassenden Gottesidee. Wir müssen uns freuen, aber auch erschrecken, wenn sich feststellen läßt, daß der nordische Mensch eine besondere göttliche Mission schon vor Israel gehabt hat. Sie sind dann beide ihrer Aufgabe nicht gerecht geworden, und Wirth stellt ja mit besonderem Nachdruck fest, daß die germanische Gottesschau bereits im Verfall war, als sie dem christlichen Offenbarungsglauben unterlag. Nur sollte er nicht auf Grund einiger apokrypher Bilder sagen, ein so tiefstehendes Volk, wie es danach die Juden zur Zeit der Einwanderung in Kanaan gewesen wären, könne nicht Träger der Offenbarung sein. Gott bindet sich nicht an menschliche Klassifizierungen und, was schwach ist und unedel vor der Welt, das hat er sich oft zu seinem Werkzeug erwählt (1. Kor. 1), allerdings nie die Masse, sondern das, was rassenmäßig bedingt, zugleich die ganze Kraft und Blüte einer Rasse in sich zusammenfaßt: Propheten und Apostel.

Die Bedeutung der germanischen Rasse wurde bisher fast nur aus literarischen Urkunden erschlossen, insbesondere aus fremdländischen Schriftstellern wie Cäsar, Tacitus, Plinius, Dio Cassius und Strabo, und man war voreilig mit der Schlußfolgerung, daß die Germanen erst in der Zeit nach Christus kultiviert worden seien und ihr „vorgeschichtlicher" Zustand dem gleichzeitigen Zustand anderer erst spät in das Licht der Geschichte getretener Völker entsprochen habe. Aber sie trugen bereits ein altes Kulturerbe der nordischen Rasse in sich. Was diese nordische Erbmasse ist, kann nach Wirth auch nicht etwa aus den Edden und den isländischen Sagas, selbst wenn sie autochthone Volksüberlieferung enthalten, entnommen werden, und zwar deshalb nicht, weil sie nur einen lokalbegrenzten Bruchteil germanischer Geschichte widerspiegeln, für das seelische Leben eine nur magere Ausbeute geben und in der konservierten Mythologie nur etwas Sekundäres festgehalten haben. Das Symbol aber, das vor den Mythen war und erst durch die Wissenschaft des Spatens wieder entdeckt ist, bringt uns die „Gewißheit", daß die nordische Rasse die Gottheit geistig verehrt hat und daß die anthropomorphe Gestaltung der Mythologie Verfallserscheinung, der ganze Wotanskult, Walhalla u. dgl. Entstellungen der reinen nordischen Gottesschau sind, zurückzuführen auf das Bedürfnis der allmählich wieder emporgekommenen fremden Rassen nach Vermenschlichung. Ihre Symbole hat die nordische Rasse in alle Welt getragen, und auch das Christentum hat sie entlehnt, umgebogen, sozusagen gestohlen und verfälscht.

Von der Behauptung, daß es eigene christliche Symbole nicht gäbe, sondern alle einschließlich des Kreuzes und des Gottessohnes am Kreuz nur entlehnt seien, um so eine fremde Lehre unter falscher Flagge in die germanische Welt einzuschmuggeln, ist nur ein Schritt bis zur Bestreitung der Geschichtlichkeit Jesu Christi und seines Kreuzestodes. Diesen Schritt hat Wirth noch nicht getan. Eine direkte Herleitung christlicher Symbole aus einer längst abgesunkenen, überhaupt nur in dünner Schicht vorhanden gewesenen und nur noch unbewußt im Brauchtum fortlebenden nordischen Symbolik ist aber unmöglich; sie setzt eine Wiedererweckung voraus, an der das Christentum gar kein Interesse hatte, und für die Verkündigung der Geschichte von Christus wäre sie nur ein Umweg gewesen. Aber selbst wenn Wirths ganze Symbolentdeckung und -deutung zu recht bestände, der Christ, für den die Geschichte Jesu Christi im Mittelpunkt des ganzen Weltgeschehens steht, müßte er nicht daraus nur das folgern, daß nach Gottes Ratschluß durch die Herkunft aus dem nordischen Lebensraum und Seelentum die germanische Rasse besonders vorbereitet und empfänglich gemacht war für die Predigt von Christus dem Gekreuzigten und Auferstandenen.

Wir wünschen von Herzen, daß Herman Wirth recht haben möge mit seiner aus Wissen und Intuition gewonnenen und mit prophetischer Gewißheit vorgetragenen Schau des nordischen Lebens, und können ihm nur danken für alles, was er damit zur Hebung des Ansehens unserer Rasse beiträgt. Aber seine religions- und dogmengeschichtlichen Schlußfolgerungen lehnen wir ab. Ganz abgesehen davon gibt es auch eine völlig andere Erklärung für die Verbreitung oder Verstreuung der nordischen Symbole, die nachgeprüft werden muß: es ist die von [illegible] in seiner „Lösung der Welträtsel" [illegible] an der Hand von Hörbigers Welteislehre dargebotene. Ferner: wenn [illegible] die Begründung unseres Glaubens an Christus für unmöglich erklärt, weil die wissenschaftliche Forschung so viel von seinen Worten und Taten ihm abgestritten habe, daß die Scheidung zwischen echt und unecht zu schwierig sei, welchen Untergrund bietet dann eine Forschung aus Symbolen, die nur gedeutet werden können? Selbst die Feststellung des Kulturniveaus der alten Germanen findet fast unüberwindliche Hindernisse in der Tatsache, daß ein großer Teil des „Volkes" — Jakob Grimm nimmt an, daß es die Hälfte war, andere schätzen den Bruchteil noch höher — aus Sklaven bestand und daß diese Sklaven nicht nur im Krieg erbeutet, sondern auch auf Märkten nach ihrer Tauglichkeit ausgesucht wurden, so daß man aus der Hinterlassenschaft nicht ohne weiteres feststellen kann, was von der Herrenschicht und was von fremdem Stamm herrührt. Vollends das Seelentum ist ohne schriftliche Dokumente nicht zu erschließen.[1] Und da können doch die altgermanischen Rechtssatzungen nicht übersehen werden, von denen wir die salische, die ripuarische, die alemannische, bayrische, burgundische, langobardische, friesische, angelsächsische, westgotische noch ganz und die sächsische und thüringische in Bruchstücken haben. Das Geist- und Seelentum einer Rasse kommt doch zum großen Teil in ihrer Stammes- und Rechtsverfassung zum

[1] Herman Wirth macht sich in seinem „Aufgang der Menschheit" [illegible]

Ausdruck, und die Abfassung dieser Rechtsbücher liegt zum Teil viele Jahrhunderte vor der der Edden und Sagas; ihre Verfasser sind, wie sich aus dem schlechten Latein ergibt, keine [illegible] Berufsschriftsteller, und es ist hier nur aus [illegible] Überlieferung niedergeschrieben, was seit alters bekannt war und das auch in der Domäne des [illegible] Geistes [illegible] in einer Verordnung des Frankenkönigs Childebert vom Jahre 596 ausdrücklich bestätigt ist. Eine Deutung der Symbole und Denkmäler allein kann also nur ein einseitiges Bild liefern. Und schließlich: wenn selbst da, wo noch — wie in den germanischen Gebieten — eine kompakte Masse das nordische Erbe hütete, das Christentum die ganze Vergangenheit aufsaugen konnte, so kann dieses Erbe nicht mehr sehr lebendig gewesen sein, muß also an sich selbst gekrankt oder Höherwertigem unterlegen sein. Außer wenn man annimmt, daß das Christentum sich nur mit Lug und Trug und mit Gewalt Bahn gebrochen habe. Den Beweis suchte Neckel aus „den" Quellen zu erbringen. Er tat es so einseitig und gehässig, daß ein Versammlungsteilnehmer erklärte, er habe von einem Professor der Germanistik ein wissenschaftlicheres Verfahren erwartet. Es war ein jüngerer Mann, der das sagte, und darob wollte Neckel empört die Versammlung verlassen; es erhob sich ein Sturm, der Redner mußte abtreten; aber sachlich hatte er völlig recht. Selbst wenn aber die Germanenreligion nur den Verfolgungen erlegen wäre, spräche denn nicht für die größere innere Kraft des Christentums die Widerstandsfähigkeit, die es unter Verfolgungen aller Art allerorts erwiesen hat? Der [illegible] Germane hat sich aber nur dem Stärkeren verschrieben, dem auch seine Seele bewußt und unbewußt zuneigte und endlich [illegible].

Fremd soll dem nordischen und damit dem urgermanischen Empfinden jede Erlösungsreligion sein; der nordische Mensch brauche keine Erlösung, sondern nur religiöse Ehrfurcht und sittliches Vorbild. Ist das nicht der Pelagianismus, nur jetzt rassisch abgestimmt? Und wäre nicht selbst für das so [illegible] Bedürfnis der nordischen Seele Jesus Christus der [illegible] Erlöser? Tatsächlich gehen die Urteile über den Charakter der urgermanischen Religiosität auseinander. Auch von kirchlicher Seite wurde in der Aussprache betont, daß ihr das Erlösungsbedürfnis fehle und daß gerade darum ihre Ablösung durch das Christentum religionsgeschichtlich notwendig geworden sei. Ich stehe auf dem Standpunkt Jakob Grimms, daß in der Tiefe der germanischen Seele immer das Ahnen einer Erlösung und auch die Sehnsucht nach ihr lebendig gewesen ist und daß das aufs stärkste zum Ausdruck komme in all den Sagen von Elf und Walküren und all den verwunschenen Menschenkindern, die auf den Erlöser warten („Die Völker haben sein geharrt"). In der Aussprache hat zudem Professor Weiß mit Recht darauf hingewiesen, daß auch in Vorderasien der arische Religionstyp vertreten und in den Religionen Irans die Sehnsucht nach und das Ringen um Erlösung wurzelecht ist. Dem Indogermanischen ist also zum mindesten die Erlösungsbedürftigkeit nicht fremd. Und wenn religiöse Selbstsicherheit zum Wesen des deutschen Menschen gehört, dann ist Martin Luther gerade in seinem ergreifenden Ringen um einen gnädigen Gott und die Erlösung von der Gewalt des Teufels, aber auch in seiner Erfahrung Gottes und seiner durch die Überwindung satanischer Anfechtungen errungenen Glaubenskraft kein deutscher Mann. Und das Deutschtum seiner Religion wird doch nicht einmal von Bergmann bezweifelt. Wenn man also das Christentum ausschalten will, weil es Erlösungsreligion ist, so kann man es nur tun, weil uns die Erlösung durch Christus in Verbindung mit der jüdischen Heilserwartung nahegebracht worden ist und alles Jüdische, wie Krause sagte, mit der Wurzel ausgerottet werden muß, damit niemals mehr von irgendeiner Seite her ein Einbruch fremden Geistes erfolgen kann. „Wir ertragen die Verkoppelung der Volksreligion mit der Geschichte des jüdischen Volkes nicht länger", sagte Dr. v. Leers.

In der Verbindung mit der jüdischen Geschichte, aber auch ohne sie, wird die Einmaligkeit und Nichtwiederholbarkeit mit der Unüberbietbarkeit, also die Absolutheit der Offenbarung Gottes in Jesus Christus abgelehnt. Denn wenn Jesus Christus eine einzigartige Offenbarung Gottes ist, muß das Volk, aus dem er hervorgegangen ist, gerade nach der Theorie, die auch die religiöse Größe an die Rasse bindet, irgendwie an dieser Einzigartigkeit teilhaben; und das ist eine unerträgliche Konsequenz. Oder — sie stößt den Vordersatz um. Hauer entgeht diesem Dilemma, indem er Jesus aus der rassenmäßigen Bedingtheit herausnimmt und ihn zwar nicht religionsgeschichtlich, aber rassisch als persona sui generis[2]) erklärt — allerdings mit einigen Anhängseln des vorderasiatischen Seelentums nach den Berichten der Evangelisten. Aber wenn Jesus nicht eine besondere Gottesschöpfung ist und trotzdem seiner Rasse entnommen ist: mit welchem Recht bindet man dann allgemein die Religion an die Rasse?[3]) Man kann sich nur helfen mit der Auskunft von Wirth, daß der Glaube an geschichtlich verlaufende Offenbarungsakte überhaupt nicht germanisch-nordisch ist; nur in den „orientalischen Mischkulturen" ist das religiöse Erlebnis geschichtlich bedingt, für den arischen Menschen ist es eine ununterbrochene, zeitlich unbedingte, sich immer wiederholende, immer neu erlebte, aber wesentlich gleichbleibende Erfahrung, ein Kreislauf, das ewig Strömende und Fließende, das den Menschen mit seinem Urgrunde verbindet.[4]) Und dieser Urgrund ist das rassisch-schöpferische Urerlebnis. Darum dekretiert auch Krause: „Wenn das Christentum etwas Absolutes ist, so ist seine Umgestaltung zur Volksreligion unmöglich." Wir würden dagegen sagen: „...so ist seine Beschränkung auf eine Volksreligion unmöglich."

Damit sind wir an dem entscheidenden Punkte: das christliche Erlebnis kann nicht gebunden sein an eine Rasse. Aber die **Art und Form seiner Auswirkung** ist rassisch bedingt. Und die Vielseitigkeit und Mannigfachheit dieser Ausgestaltung ist der Reichtum des Christentums. So vereinigt sich Absolutheit und zeitlich-rassische Bedingtheit. Besonders anstößig ist den Nordisch-Germanischen die Durchsetzung des Absolutheitsanspruches in der Form des Dogmas und der verfaßten Kirche, die ihnen immer identisch ist mit der Priesterkirche. Angeblich haben die Germanen nie Priester gehabt — eine Behauptung, der nicht nur die Berichte der ausländischen Schriftsteller und die Bestimmungen der altgermanischen Rechtsbücher, sondern auch die Geschichte der Irmensäule widerspricht, wie sie uns bei Meibom aufbehalten ist —, und nach Hauer ist der orientalisch-semitische Machtwille (den der Germane von Haus aus „nicht kennt"!) in der Form des intoleranten christlichen Dogmas und Priestertums in das germanische Seelentum eingebrochen. Man übersieht aber, daß das Dogma nicht **vor** dem Leben war, sondern dessen Niederschlag, Erstarrung der Front im Stellungskampf ist, und daß die Kirche, wenigstens die evangelische Kirche, sich immer wieder darum müht, aus dem Dogma neues Leben und neue Bewegung zu erzeugen. Auch die neue Glaubensbewegung muß sich in Lehrsätzen einen Halt geben, und das rechte Verhältnis zwischen Gewordenem und Werdendem bestimmt den Wert aller Glaubensbekenntnisse.

Es wird daneben noch eine Fülle von weiteren Gegensätzen zwischen dem biblischen und dem germanisch-nordischen Menschen behauptet, tatsächlich auf Grund geistlos-ungeschichtlicher Auslegung der Bibel oder aus Unkenntnis des biblischen Seelentums und falscher Einstellung zu ihm. Direkt fanatisch ist Bergmann und verständnislos Neckel. Nach Bergmann beruhigt sich der Christ dabei, daß er sündigen muß, und entbehrt darum des tiefsten Verantwortungsgefühls; Willens- und Kampfethik könne nicht aus christlichem Geiste geboren werden. Als predigten nicht Altes und Neues Testament ununterbrochen die Heiligkeit Gottes und die Notwendigkeit der Heiligung! Heilig soll der Christ sein, weil sein Gott heilig ist! Die Tugenden dessen, der ihn berufen hat, soll er durch heiligen Wandel verkündigen, und sein ganzes Leben ist ein Ringen nach — wahrlich nicht kultischer, sondern — ethisch-religiöser Vollendung. Wehe dem, der den Reichtum der Güte Gottes verachtet und sich dadurch zur Gleichgültigkeit verleiten läßt! Wo aber bleibt der innerste Antrieb zu diesem Ringen, wenn das Schuldgefühl, wie Bergmann will, nur eine Suggestion ist? Reventlow erkennt das Schuldgefühl als lebensnotwendigen Bestandteil der Ethik an, sieht aber in seiner Unterbrechung durch eine Vergebungs- oder Vermittlungstat eine Gefahr für den sittlichen Auftrieb. Als ob nicht ein edler Mensch mit noch größerer Freudigkeit dem diente, der ihm vergeben oder zur Vergebung verholfen

---

[2]) Person von eigner Art. D H

[3]) Hauer sucht auch hier einen Mittelweg: ihm ist Rasse und Glaube nicht identisch, aber beide Größen sind für ihn auch nicht unabhängig voneinander. Den Grad der Abhängigkeit betrachtet er als ungeklärte Frage, weil in der Menschenseele, und zwar auch in ihrem blutlichen Untergrunde, die [illegible] Anlagen schlummern und die Dominante erst aus der Geschichte erkannt wird.

[4]) Hauer drückt das so aus: Der Stil des orientalischen Menschen ist die Augenblicksergriffenheit, die ihn völlig herauslöst aus seinem Lebensrhythmus.

hat, als dem, der ihm mit Recht zürnt oder sich um seine Seelennot nicht kümmert! Und wie kann man dem Christen Kämpfersinn absprechen, wo alle Briefe der Apostel widerhallen von Kampfrufen und Waffengeklirr (Eph. 6, 2. Kor. 10, 1. Petr. 1, Röm. 6, 1. und 2. Tim. usw.) und christlicher Heldenmut sich in der Geschichte tausendfach bewährt hat! „Ein Christ, ein tapferer Kriegesheld, voll Geist, voll Kraft und Stärke, verleugnet sich, bezwingt die Welt, zerstört des Satans Werke!"

Oder wie kann Kadner den „heroischen" nordischen Menschen, der keine Todesfurcht kennt, dem „weichen" Christen gegenüberstellen, der sich doch der Trübsale freut, dem Sterben Gewinn und der Sieg mit dem Tode verschlungen ist, der mit „Freund Hein" auf vertrautem Fuße verkehrt, dessen Herr dem Tode die Macht genommen! Ekstatiker des Sterbens sind die Christen oft gewesen, aber man hält sich allein daran, daß Paulus den Tod auch einmal der Sünde Sold genannt hat. Oder wie kann man den Ursprung der christlichen Religion auf die Furcht zurückführen angesichts des Wortes: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt"?

Reventlow meint, einen wesentlichen Unterschied zwischen dem nordischen und dem orientalischen Menschen darin sehen zu müssen, daß der Erstere Gott in der Natur empfinde und der Letztere nur im Tempel, daß des Ersteren Religion aus dem Gefühl, die des Letzteren aus dem Verstand geboren werde. Aber er übersieht all die herrlichen Psalmen und die Dithyramben Hiobs mit ihrem unübertrefflichen Lobpreis der Größe Gottes, die sich in der Natur offenbart. Er hat wohl auch Jesaja 40 nie gelesen, und vergessen, daß Schubert die Allmacht und Haydn die Schöpfung mit Worten des Alten Testamentes besangen. Und der Geburt der Religion aus dem Intellektualismus des Orientalen widerspricht schon all das Visionäre im Leben der Propheten und ebenso der Wirth-Hauersche Hinweis auf die Eruptionen und Explosionen mit ihrem Wechsel von höchster Steigerung und tiefem Gedrücktsein im orientalisch-religiösen Erleben, dem sie die Gleichmäßigkeit und Selbstgewißheit des germanisch-nordischen religiösen Empfindens entgegenstellen.

Es ist wahr, daß auch im Neuen Testamente Lohn verheißen wird. Aber es ist unrecht, daß Hauer nur auf Matth. 19, 28 und 29, und Luk. 18, 29 und 30, verweist. Stärker kann keine Lohnerwartung zurückgewiesen werden als durch Jesus in Mark. 10, 35—45, und in seiner Forderung: „Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich und verleugne sich selbst (auch seine Lohnerwartung) und folge mir nach!" Das einzig Sichere ist Not und Verfolgung (siehe auch Matth. 10, 16—38); alles übrige steht bei Gott. Das Himmelreich hat seine eigene Lohnordnung, wie das Jesus im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg dargetan hat, und sie hat nichts Verlockendes für den, der nur um Lohn dient. Wenn man mit v. Leers annimmt, daß so viel Unsicheres in der Ueberlieferung der Worte Jesu vorliege: warum sollen gerade die Worte sicher überliefert sein, an denen man Anstoß nehmen will? Und was ist, von solchen Stellen abgesehen, der Lohn, den Christus verheißen hat und den der Christ erwartet? Nichts anderes als bleibende Lebensgemeinschaft mit dem Herrn. Das ist nicht Lohn im üblichen Sinn, und bei der germanischen Umprägung des Evangeliums im „Heliand" ist dieser Lohngedanke nicht etwa abgeschwächt, sondern verstärkt worden dadurch, daß man die Jünger in Lehensleute verwandelt hat, die ihres Herrn Gefolgschaft bilden und von seinen Gütern zehren. Sollte hier also wirklich ein Unterschied zwischen Vorderasiatisch und Indogermanisch vorliegen, oder sollte nicht vielmehr im Verlangen nach Anerkennung seiner Opfer der natürliche Mensch aller Zonen sich gleich sein?

Endlich: es gibt eine Menge von Einzelheiten im Alten Testament, die uns dank unseres verfeinerten christlichen Empfindens und unserer Erziehung anstößig sind; es gibt auch Stellen in den Paulusbriefen, die aus rabbinischer Gelehrsamkeit erwachsen sind. Aber kein evangelischer Christ sieht im Alten Testament ein ununterbrochenes Wort Gottes; es enthält unvollkommene Anfänge zu der Vollkommenheit, die in Jesus Christus erschienen ist. Und daß es daneben noch andere, ebenso unvollkommene Anfänge gibt, wollen wir nicht bestreiten. Das Christentum hat mehr als hundert Jahre lang mit der Frage gekämpft, ob es das Alte Testament beibehalten oder verwerfen müsse, und es hat auch ohne das Alte Testament gelebt. Für uns aber ist es immer ein Wunder und ein Erlebnis, zu sehen, wie Gottes Allmacht und Güte aus dem Unvollkommenen das Vollkommene hat werden lassen. Wir betrachten das Alte Testament historisch-genetisch. Und auch Paulus ist uns nicht die Vollkommenheit, seine rabbinische Beweisführung ist für uns so wenig verpflichtend wie das mosaische Kultgesetz. Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.

4. Was können wir tun?

1. Wir können mit Männern wie Graf Reventlow, Wirth, Hauer und v. Leers ein gut Stück Wegs gemeinsam gehen (Bornhausen gehört ohnehin zu uns).[5]) Wir kämpfen gemeinsam gegen den Atheismus. Die Gemeinschaft wird am stärksten betont von Reventlow. Zum germanischen oder nordischen Wesen gehört nach ihm das „Gott fühlen und verehren". Der Materialismus ist ihm eine Pest wie der Marxismus, die „Hauptsache" liegt für ihn hinter der sichtbaren Wirklichkeit; „irgendwie" hängen wir mit dieser letzten Wirklichkeit zusammen und „irgendwie" muß unser Leben in der sichtbaren Wirklichkeit von Einfluß sein auf ein späteres Leben; darum müssen wir dauernd ringen um geistig-sittliche Weiterentwicklung, dürfen wir nicht in Selbstzufriedenheit verfallen und behalten wir immer das Gefühl, daß wir nicht sind, was wir sein sollten. Sofern der Kreis um Hauer und Reventlow nicht die Polemik gegen die Kirche zu seiner Hauptaufgabe macht — und er versichert, das nicht zu wollen —, ist es besser, daß die Nationalsozialisten, die sich aus irgendeinem Grunde in der Kirche nicht mehr heimisch fühlen können, sich um ihn sammeln, als daß sie der religiösen Gleichgültigkeit anheimfallen. Es ist eine schiedlich-friedliche Trennung, und Grenzstreitigkeiten sind hier weniger zu fürchten als bei der unklaren und von Grund und Entstehung aus polemisch eingestellten „Volkskirche" Krauses. Nur darf man nicht meinen, ein Monopol auf „den" deutschen Glauben zu besitzen. Und man soll nicht meinen, etwas ganz Neues zu bringen, denn man verkündigt wesentlich nur die alte rationalistische Trias Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, wenn auch in neuer Begründung und neuer Einkleidung.

2. Wir müssen den Begriff der Offenbarung Gottes neu klären und ihn weiten, wie sich uns die ganze Welt geweitet hat. Immer mehr müssen wir dieser Offenbarung in der Geschichte und vor allem in der Geschichte unseres Volkes und unserer Rasse nachspüren und der Daueroffenbarung ihren Platz einräumen neben den Offenbarungseruptionen.

3. Wir müssen noch ernster als bisher zu einer lebensvollen Auffassung der Heiligen Schrift erziehen. Zu diesem Zwecke müssen neben die Vollbibel viel mehr Bibelbearbeitungen treten als bisher und auch von den Bibelgesellschaften verbreitet werden, damit dem ganzen Volke deutlich wird, was an der Bibel vergänglich und was ewig ist, was nur religionsgeschichtlichen und was Glaubenswert hat. Selbst das Neue Testament hat nicht nur Höhepunkte.

4. Die Zuschneidung unserer bearifflichen Glaubensdarstellung auf die palästinensische Welt in Unterricht, Predigt und Lied muß der Vergangenheit angehören. Abrahams Berufung, Abrahams Tapferkeit und Uneigennützigkeit, Abrahams Glaube, Abrahams Fürbitte für Sodom, Abrahams Gehorsam usw. (1. Mos. 13—19), Eliesers Brautwerbung, Jakobs Dienstjahre, Jakobs Segen u. dgl. brauchen nicht als religiös-sittliches Erziehungsgut verwendet zu werden. Wir leben auch nicht mehr in der Gedankenwelt, aus der Paul Gerhardt gesungen hat: „Wohl dem, der einzig schauet nach Jakobs Gott und Heil." Wir fühlen uns nicht als die, „die ihr seid von Abrams Samen", und loben nicht „mit Abrahams Samen", bitten auch nicht: „Tragt mich in Abrams Schoß"; wir feiern nicht Jesus als „Zions Hilf und Abrams Lohn", als „Jakobs Stern", als „Löwen aus Juda", als „unseren Salomo" und sehen nicht darin den Grund zur Freude der Engel, „weil er Davids Reis ist". Gott ist uns nicht der „starke Zionsgott" und nicht „der treue Wächter Israels", wir sind nicht „Jakob", und die Patriarchen sind nicht unsere Väter. Die ganze Verherrlichung Zions ist uns fremd, wir streuen nicht Palmen als „Zion" und halten nicht aus als „Zion", wir weinen, singen, lachen und danken nicht als „Zion", und „Zionsstille" wie „Salemsauen" bedürfen erst einer Ueber-

[5]) Wie ihm denn auch ein Brief des Geschäftsführers der Gesellschaft für germanische Vorgeschichte bezeugt: „daß Sie einen Vortrag gehalten haben, der betont die Synthese von Christentum und Deutschtum bezweckt. Ich versichere auch gern noch einmal, daß Ihr Vortrag als eine Ergänzung zum Vortrag von Herman Wirth vom Standpunkt des bewußt christlichen Theologen gedacht war und auch so gehalten worden ist". DH

tragung in unsere Gegenwart. Warum sollten wir uns nach „Zions Hügeln" sehnen und darauf warten, daß „Salem" licht werde? Warum sollen wir Abba schreien oder gar „wie Simeon singen den schönen Schwanenton"? Und dann müssen all die Süßlichkeiten und Weichlichkeiten hinweg, die unserer Art und Zeit nicht entsprechen: die „allersüßeste Freude", das „süße Heil", der „süße Immanuel", das „sutze Sanftmutsöl", die Bräutigamslieder und manches andere. Wir geben unnötiges Aergernis, wenn wir den Anschein erwecken, als müßten wir irgendwie erst Juden werden oder uns als Juden verkleiden, um eingehen zu dürfen in die Herrlichkeit, da „Seraphim" und „Cherubim" mit Palmenträgern und Harfenschlägern gemeinsam Gott dienen. Es ist ein Verhängnis, daß die Kirche am Originaltext der Lieder klebt und sich so viel von Spezialisten beraten läßt, die höchstens dienstlich die Kirche besuchen. Die Gegenwart muß sich — wenigstens bis zu einem gewissen Grade — auch in unseren Kirchenliedern und Gottesdienstfeiern widerspiegeln, das Volk lebt sein Eigenleben nicht unter religionsgeschichtlichen und völkerkundlichen Einfühlungen.

5. Wir müssen uns hüten, durch allzu nahes Zusammenrücken von Glauben und Bekenntnis den Eindruck zu erwecken, als wäre das Festhalten an der geschichtlichen Form der Bekenntnisse gleichbedeutend mit Glauben. Damit machen die „Nordischen" soviel Eindruck, daß sie betonen, ihnen sei Glaube innerste Ergriffenheit, ein Ergriffensein im Zentrum unseres Wesens von einer letzten Wirklichkeit, die verpflichtet, ein Sicherfüllenlassen, Sichhingeben und Vertrauen. Als ob es das alles für uns nicht wäre! Hebr. 11, V. 1, ist keine erschöpfende Definition, sondern ein Gelegenheitswort mit besonderer Abzweckung. Das Glauben ist auch für uns nichts Abgeschlossenes, sondern etwas Ringendes und Wachsendes, und es darf diesem Glauben der Weg nicht versperrt werden zur Fortbildung der Form des Bekenntnisses aus dem Glauben heraus.

6. Im übrigen müssen wir um so entschiedener festhalten an der Einzigartigkeit Jesu Christi und der Absolutheit der uns in ihm geschenkten Offenbarung und durch die Tat beweisen, daß der durch die Erkenntnis seiner Sünde und Hilflosigkeit gebrochene, aber durch die Gnade in Jesus Christus wieder aufgerichtete Mensch stärker, aktiver, kämpferischer und, wenn man will, heroischer ist als der Mensch, der von Niederbruch und Wiederaufrichtung nichts erfahren hat. Alles andere müssen wir Gott anheimstellen, der sein Reich baut nach Plänen und mit Kräften, die wir nicht kennen. Aehnlich hat auch Hauer geschlossen: „Wir kämpfen, wie wir müssen; über das Ende haben wir nicht zu bestimmen; wir vertrauen dem schaffenden Geist", und v. Leers: „Eine fertige Lösung haben wir nicht zu bieten; wir arbeiten für eine Reformation; aber die Lösung des Problems kann nur Gott selbst geben." Fragt sich nur: was ist der schaffende Geist und was ist Gott? Ein Diskussionsredner, der sich als Christ und Anhänger der Deutschen Glaubensbewegung zugleich bekannte, hat hinzugesetzt: „Dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen." Und alle haben zugestimmt. Und niemand hat Anstoß daran genommen, daß damit der ganze Zweck und Erfolg der Tagung unter ein Segenswort des Alten Testamentes gestellt wurde. Vielleicht haben es viele gar nicht gemerkt, jedenfalls hat das nordische Gemüt hier nicht gegen das orientalische Seelengut reagiert. Und das ist sehr verheißungsvoll.

Berlin-Tegel August Schowalter

Aus meiner Kindheit

Siebentes Stück

Aber sieh, da stand ja mein großer Freund vor unserm Haus, der schwarze Hannes vom Bruder Christian aus Dietlingen; das war ein großmächtiger Gaul, ein Rappe, sagten die Leute, weil er so schwarz war. Er war so stark, daß er die größten Wagen den steilen Galgenberg hinaufziehen konnte. Ich war mehr als einmal auf ihm geritten und hatte ihm Zucker gegeben; den fraß er sehr gern und war deshalb auch immer sehr freundlich zu mir. Ich ging gleich zu ihm hin. Da freute er sich und schnupperte an mir, ob ich vielleicht Zucker für ihn habe. „Jawohl, Zucker habe ich bei mir, aber der bleibt in meinem Sack, bis du mir was gesagt hast." „Was willst du denn wissen?" nickte er. „Das will ich dir gleich sagen", sagte ich, „du kommst überall herum, siehst alle Leute und weißt, wo wer ist." „Wer denn?", sagte Hannes. „Ich möchte wissen, wo 's Mariele ist." Da guckte er mich an und meinte: 's Mariele, ja, die ist tot." „Das weiß ich", erwiderte ich, aber ich möchte wissen, wo sie jetzt ist." Da schüttelte er den großen Kopf: „Wo 's Mariele jetzt ist, das weiß kein Gaul. Tot ist tot; was tot ist, das ist vorbei und kommt nicht wieder, das ist doch klar." Mehr war aus dem Hannes nicht herauszukriegen. Er schüttelte seine Mähne und schnupperte an meiner Tasche und sah mich an, als wolle er sagen: „Was bist du für ein dummer Bub! Tot ist tot, was ist dabei zu machen!" Ich gab ihm sein versprochenes Zuckerstückchen und ging weiter. Einen langen, langen Weg ging ich, trotzdem ich müde war, und ich begegnete vielen Dingen, Menschen und Tieren, und alle sprach ich an und fragte sie: „Wo ist Mariele?" Ich fragte die Riesen und Sonne und Mond und Sterne; aber merkwürdig, überall, wo und wen ich auch frug, überall tat man, als höre man mich nicht recht. Man sah an mir vorbei oder über mich hinweg oder so von der Seite her, als sei ich nicht recht bei Trost mit meiner Frage; und niemand, der mir gradaus und ehrlich antworten wollte. Manche taten auch, als ob sie schliefen, und wollten durchaus nicht wach werden. Dann lief ich weiter. Und lief bis an den Himmel. Da saß der liebe Gott mit verschränkten Armen; zwischen seinen Knien lehnte der Gekreuzigte an einem hölzernen Kreuz. Hinter ihm hockten zwei ungeheuer große Raben; die trugen ihm allerlei zu, was sie auf ihrem Flug durch die Welt herum gesehen und gehört hatten. Ob die vielleicht vom Mariele was gesehen oder gehört hatten? Aber auch der Gott schaute mich so von der Seite an, als ich meine Frage stellte. Dann zuckte er die Achseln und sagte barsch: „Das geht dich nichts an." Da hatte ich mein Fett und machte mich davon, und alle Engel lachten, daß ich lief wie vom Wolf gejagt und erst wieder langsam tat, als ich aus dem Himmel mit seinen lustigen Engeln heraus war.

Ich sah mich um. Es kam mir alles so bekannt vor. Ja richtig: das große Tor mit den Blumenständen davor; das war der Friedhof. Aber niemand war bei den Blumen. Die standen und warteten alle durstig, daß ihnen jemand Wasser gäbe. Ich nahm eine Kanne und gab ihnen zu trinken. Dann ging ich an das Tor. Es tat sich von selber auf. Das wunderte mich nicht. Ich dachte: „Das ist Mariele, die hat dir aufmachen lassen." Ich ging hinein in die Totenstadt. Sie war noch stiller als am Tag, denn nun schliefen auch die Vögel. Kein einziger der Toten ließ sich sehen. Ich dachte: „Der schwarze Hannes hat doch recht: tot ist tot und was tot ist, ist vorbei." Und so ging ich in der Totenstille durch die Gassen der Totenstadt, vorüber an allen Gräbern. Der Mond schien über den Hügeln, alle Blumen schliefen. Es war unendlicher Friede.

Ich stand an Marieles Grab. Es war noch wie am Tage. Meine Blumen lagen da und dufteten süß. Da raschelte es und wieder erschien die Eidechse. Schnell stieß ich meine Frage hervor: „Wo ist 's Mariele?" Und sie sah nicht an mir vorbei. Frei schaute sie mir ins Auge; sie wurde sichtlich größer und wuchs aus ihrer schillernden Haut heraus zu einem großen leuchtenden Wesen. Ich sah, daß es eine feine Frau war mit guten, lieben Augen. Sie legte den Finger an ihren Mund und sagte leise und geheimnisvoll: „'s Mariele ist gar nicht hier, auch nicht im Himmel; sie ist drüben jenseits der hohen Mauer bei den Menschen." „Bei wem und wo?" fragte ich fast atemlos. „Das kann und darf ich dir nicht sagen", meinte sie. „Dann sage mir, warum ist sie denn gestorben?" frug ich weiter. „Das will ich dir sagen: bloß, weil sie sehr krank und ihr Körper kaputt war, darum ist sie gestorben. Was soll sie mit einem kaputten Körper machen? Das geht doch nicht. Darum ist sie gestorben und der kaputte Körper ist im Sarg hier. Der vergeht ganz, bis nichts mehr da ist. Das ist doch ganz in Ordnung, nicht wahr?" Ja, das verstand ich. Kaputt ist kaputt. Da war nichts zu leimen und zu flicken. Unsre Spielpuppe Peter war auch kaputtgegangen. Es war nichts mehr damit anzufangen und so kam sie schließlich in den Ofen. Da blieb nichts übrig als ein bißchen Asche. Das war einfach weggeflogen, als ich hineinblies. Da hatte ich also an dem Grab nichts mehr zu suchen.

Ich stand auf und wollte weggehen, aber die schöne feine Frau sah mich an und sagte: „Warte noch ein wenig, ich will dir noch etwas sagen. Mariele wird wiederkommen zu dir, wenn du groß bist." „Ist das wahr?" fragte ich. „Ja, das ist wahr, so wahrhaftig, wie ich hier sitze." „Und werde ich sie wiedererkennen und sie mich?" „Ja freilich", meinte sie, „das kommt ganz auf dich an. Sie wächst wie du und wird groß und wird ganz anders aussehen; aber du wirst es schon merken, wenn sie dir begegnet. Sie wird dich ansehen und du sie. Du wirst sie liebhaben und es ihr sagen. Sie wird dir das gleiche sagen, und ihr werdet zusammen selig sein." So schloß sie ihre Rede und sank zusammen wie ein Falter am Abend. Ich wollte danken; aber da verschwand das Eidechslein im Gras und ließ mich allein. Da schlief ich ein auf Marieles Grab. Die Blumen legten ihre Köpfchen an mich und wir schliefen traumlos hinein in den Morgen. Da hörte ich die Mutter; sie stand vor meinem Bett und lachte mich an wie heller Sonnenschein. „Auf, mein Büble, die Sonne ist wach, und die Milch steht auf dem Tisch. Hör nur, wie die Spatzen pfeifen." Ich rieb mir die Augen und lachte hinein in den leuchtenden Tag.

Nun war ich getröstet. Ich brauchte Mariele nicht mehr zu suchen. „Ihr werdet zusammen selig sein!" Das habe ich mir gemerkt, und es ist wahr geworden. Mehr als einmal glaubte ich, daß Mariele wiedererstanden sei, aber es war noch nicht das rechte, bis es ernst wurde. Einmal, zweimal — aber da zählt man nicht; aber selig waren wir, als wir einander begegneten.

Und die Liebe flocht ihren Zauber in die endlichen Tage und gab dem Leben den Glanz der Ewigkeit.

7. Mein Gestaltenbuch

Was so ein Bub nicht alles sieht, wenn der Tag recht lang ist! Da meinen die Alten so dummklug: Ach, so ein Lausbub! und ahnen gar nicht, wie so ein Büble scharf in die Welt guckt und alles aufs Korn nimmt, wie der Jäger vorsichtig und fernsichtig durchs Feld streift. Weithin und fernher wittert er schon das Wild. Schmunzelnd läßt er den Fuchs strolchen, die Hinden äsen und Hühner glucksen, als hätt er sie nicht gesehen. So lauschen und äugen die Kleinen hinein in die Welt der Großen, in die Welt des Kleinen. Und anhebt das große Staunen. Gerne möchten sie fragen, wenn sie nicht wüßten, daß die Großen einfältig sind und blind und sturen Blicks nichts sehen als ihre Wünsche. So war mir reich die Welt, ganz voller Zeichen und Wunder, ein steter Anlaß zum Augenaufreißen und Staunen; aber oftmals wurde ich aus dem Staunen gerissen mit rauher Hand, die mir grob an die Ohren fuhr: Was hast du nun wieder zu glotzen, du Lausbub, du dummer?! Aber wozu war denn die Welt da? Zum Schauen ist sie da. Sie ist ein Panoptikum, ein Panorama, ein Theater und Wunderkino mit immer neuen Figuren, Personen, Possen und Tricks. Man kann sich nie sattsehen. Die Bühne dreht sich und dreht sich. Ich glaube, ich habe mehr mit den Augen gelebt als mit den Ohren, denn von Geschichten und Taten weiß ich nicht viel, aber von Bildern und Schauungen bin ich noch voll aus den frühesten Tagen.

Ich lag in der Wiege und wurde wach. Da sah ich über mir große Gesichter wie Sonnen stehn; vor allem die Sternenaugen der Mutter, die ernsten Seher des Vaters, die flackernden Lichtlein der Brüder; große Gesichter wie Wolken am freundlichen Himmel; ich lachte, und alle lachten mich an. Es war ein frohes Erwachen. Und Mutter setzte mich auf, herzte und küßte mich und sagte, ich sei halt ein Sonntagskind. Dann stand sie neben der Wiege und ich sah, wie sie mit kräftigen Strichen der bloßen Arme die dunkle Last der Haare strählte, und schwarzglänzende Flechten wanden sich zu einem Kranz um die heitere breite Stirne. Lachend zeigte sie mir blitzende Zähne unter kirschroten Lippen, und ich staunte und staunte über soviel Leuchten und Glanz.

Dann betete sie mit mir: Der Herr ist mein Hirte; den ganzen schönen Psalm. Deutlich sah ich den guten Hirten, wie er sich schützend vor seine Schäflein stellt, wenn der grimme, furchtbare Wolf kommt. Ich sah den glühenden Rachen, die reißenden Zähne, die funkelnden Augen des Unkiers, aber wenn die Angst mich fassen wollte, flüchtete ich mich hinter den tapferen Mann mit dem starken Stecken und Stab, mit dem er das Ungeheuer glorreich verjagte. Dann bereitete er vor mir einen Tisch mit Milch und Honig, und ich ließ mir wohlsein im Hause des „Herrn Immerdar".

Aber schütternde Ehrfurcht packte mich, wenn ich den Vater beten sah, hochaufgerichtet oder kniend, mit hellem Antlitz; oft wie ein Steinbild aus Marmor im Morgenschein, in dem nur dunkel die Augen standen wie glühende Kohlen. Oder zusammengesunken der ganze Mann, ganz in sich, mit verwundenen Händen und flackerndem Blick wie Wetterleuchten am nächtlichen Himmel. Oder wie eine aufgeschlossene, auseinandergefaltete Blume, den Sonnenstrahlen der Gnade ganz ausgebreitet und hingegeben. O Vater, ich sah dich ringen mit deinem Gott wie einstmals Jakob mit dem Engel rang; ich sah dich flehen, zittern und stürmen, und meine Augen tranken sich voll an deinem Bild, dieweil die Worte vorüberrollten an meinen Ohren wie ferne Donner in ziehenden Wolken. Aber alles war echt: der Sturm und der Friede. Aus tiefster Seele strömten sie beide, und deine zerfalteten Hände hielten den Saum des Gewandes des Allerhöchsten.

Führend im Gestaltenkreis meiner frühesten Kindheit war unsre Lisbeth, die treue, hilfreiche Magd. Im breiten roten Gesicht blühte die knollige Nase, lebhaft hüpften die Augen unter der breiten Stirn voll weiblicher Nücken und Tücken. In ihren breiten Armen ruhte sich's wohl und weich und ihren großen Händen durfte man ruhig vertrauen. Sie liebte mich über die Maßen, und ich vergalt ihr mit großer Anhänglichkeit. Aber ihr Onkel, der uralte Schäfer von Eisingen, war mein Entsetzen, ich weiß nicht warum. War es das eingekniffene Gesicht mit unzähligen Runzeln und Falten, ganz eingeschrunzelt, und übersät mit struppigen Haaren? Oder waren's die stechenden Augen, die ruhlos in brauenlosen, finsteren Höhlen standen, als müsse er mit seiner Hirtenschaufel braune Erdklöße nach flüchtenden Schafen schleudern? Kurz, ich mied und floh diese Augen voll Grauen. In meiner Angst fiel ich eines Tags eine hohe Treppe hinunter, und ich wurde erst wieder ruhig, als über dem Horizont meiner kindlichen Ohnmacht das große liebe Gesicht meiner Lisbeth erschien, die mich für tot aufhob und mich zitternd an ihren wogenden Busen drückte. Das war wie der Mond über dräuend schwärzlichem Nachtgewölk.

Jugenheim (Bergstraße) Daniel Greiner

Der Heiland

Ein Lebensweg in Jesu Spur,
bescheiden, still und dienend, nur
der Gotterkenntnis zugewandt;
ein Todespfad an seiner Hand,
der unbeirrt, am Kreuze noch,
in ungerechten Schicksals Joch,
die Seele ihrem Schöpfer gibt,
die Seele, die, verraten, liebt.

O Brüder, Größeres erschuf
noch keiner Sendung Gnadenruf,
kein Führertum, so hoch es steht,
dem Lorbeer um die Stirne weht.
Es bleibt das Kreuz auf Golgatha
das Wunder, das der Welt geschah,
So betet, daß sie, seiner wert,
nach keinem andern Heil begehrt!

Hedwig Petermann

Rosenberg über den Kampf um die Weltanschauung

Die Rede, die Alfred Rosenberg am 22. Februar über den Kampf um die Weltanschauung hielt, verdient aufmerksames Studium in allen kirchlichen Kreisen, zumal da er zum Leiter der weltanschaulichen Schulungsarbeit in der Nationalsozialistischen Partei ernannt worden ist (s. Sp. 184) und damit eine der einflußreichsten Stellen im deutschen Staate erhalten hat. Man erwartete von dieser seiner Rede wohl auch eine Antwort darauf, daß in Rom sein „Mythus des 20. Jahrhunderts" auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt

worden ist (Sp. 234). Die hat er nur mittelbar gegeben. Und an einigen Stellen führt die Rede, deren wesentlichen Wortlaut die Tageszeitungen gebracht haben, bei aller Schärfe der Polemik die Diskussion inhaltlich nicht weiter, sofern es darauf ankommt, was man unter den Begriffen versteht, um die der Streit geht, z. B. wenn nach der Einleitung, daß der Nationalsozialismus nicht nur eine politische Bewegung sei, sondern seine Weltanschauung habe, und der Polemik gegen Liberalismus und Marxismus der Pazifismus scharf abgelehnt, aber von ihm die „echte Friedensliebe" unterschieden wird. Der Glaube an die Bedeutung der Rasse beherrscht die Geschichtsbetrachtung; Rosenberg führt aus (nach dem „Völkischen Beobachter vom 23. Februar):

Wenn in diesen vergangenen Jahren erklärt wurde, daß die Rassenkunde antichristlich sei, so können wir heute mit Befriedigung feststellen, daß das Hakenkreuzbanner sowohl von katholischen wie protestantischen Kirchen herabweht, daß somit die äußere Anerkennung vollzogen wurde und die Kirchen bereit seien, der neuen Wissenschaft ihr Recht zuzusprechen. Wenn aber nach diesem Zugeständnis erneut erklärt wird, die Rassenforschung dürfe sich nicht gegen das Christentum wenden, so müssen wir sagen, daß sie das an sich auch nicht getan hat. Im übrigen jedoch kann eine Naturforschung ihr Handeln nicht davon abhangig machen, ob die Ergebnisse der einen oder anderen Anschauung widersprechen, sondern ob ihre Voraussetzungen sich als falsch oder richtig erweisen. Es gibt dabei keine voraussetzungslose Wissenschaft, sondern es hat immer nur Wissenschaft mit Voraussetzungen gegeben, und darum geht es, ob diese aus dem Geiste genialer Menschen geborenen Voraussetzungen sich im Verlauf der Forschungen bewahrheiten oder nicht.

An Stelle einheitlicher „Weltgeschichte" tritt die Geschichte der einzelnen Völker, wobei aber z. B. im Griechentum nicht alles wirklich griechisch war.

Und so steht auch die deutsche Geschichte vor uns in einem anderen Licht als bisher. Der Träger der deutschen Reichsidee ist für uns nicht Karl der Große, sondern sein erbittertster Gegner, der Sachsenherzog Widukind. Das Heilige Römische Reich deutscher Nation ist nicht die Vorstufe zum Dritten Nationalsozialistischen Reich, sondern die Vorläufer zu diesem erblicken wir in allen großen Rebellen gegen das Erste Reich, ob sie wie der unbegreiflich große Friedrich II., der Hohenstaufe, inmitten einer Ideee der universalen Monarchie wirkten, oder ob sie gegen den Cäsaro-Papismus aufstanden und sich Heinrich der Löwe, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Luther, Hutten, Friedrich der Große oder Bismarck nannten.

Heute, an einer Jahrtausendwende, können wir erklären, daß, wenn Herzog Widukind im 8. Jahrhundert unterlag, er im 20. Jahrhundert in Adolf Hitler gesiegt hat!

Es folgt ein Blick auf die Umwandlung der Kunst. Dann:

Auf dem Gebiet des engeren Kreises der Weltanschauung, der Philosophie und des religiösen Lebens spielen sich augenblicklich ebenfalls tiefgehende Kämpfe und Erschütterungen ab. Hier ist die Haltung unserer Bewegung vom ersten Tage an eindeutig gewesen und diese einmal eingenommene Einstellung wird die NSDAP als Partei und auch als Staat nicht ändern. Der Nationalsozialismus ist nicht schuld daran, daß es in Deutschland mehrere religiöse Bekenntnisse gibt, er kann nicht dafür verantwortlich gemacht werden, was das Erbe aus zwei Jahrtausenden und darüber hinaus ausmacht. Sein Führer hat deshalb als wahrer Staatsmann und Volksmann den Standpunkt eingenommen, daß die große Kampfbewegung sich von einzelnen Meinungsverschiedenheiten des religiösen Lebens fernzuhalten habe. Die NSDAP hat immer erklärt, daß sie jedes echte religiöse Bekenntnis, das nicht den germanischen Werten widerspricht, anerkennt und zu schützen gewillt sei.

Der Nationalsozialismus habe, anders als die nach 1918 herrschenden Parteien, die Religion wirklich geschützt.

Aber ebenso müssen wir feststellen, daß die nationalsozialistische Bewegung als ein aus dem Durcheinander der Zeit gewachsener, in sich geschlossener Organismus, nicht Handlanger sein kann irgendeiner Konfession. Mit dem Nationalsozialismus bricht auch die Anschauung zusammen, als könne die Gesamtheit des Volkes gleichsam den weltlichen Arm eines religiösen Bekenntnisses bilden. Wenn ein Nationalsozialist das Braunhemd anzieht, hört er auf, Katholik, Protestant, Deutschkirchler usw. zu sein, er ist dann ausschließlich ein kämpfendes Glied der gesamten deutschen Nation. Umgekehrt aber auch müssen wir jedem Nationalsozialisten als Persönlichkeit das Recht zusprechen, zu den einzelnen religiösen Fragen unserer Zeit so Stellung zu nehmen, wie es ihm sein Gewissen gebietet.

Diese wirkliche innere Achtung vor jeder tiefen religiösen Ueberzeugung ist nun nicht etwa eine „Rückkehr zum Liberalismus", wie es manche Kreise hinzustellen bemüht sind, sondern weiter nichts als die neue Anerkennung einer altgermanischen Charakterhaltung, wonach um eines religiösen Bekenntnisses willen Menschen nicht in Zwietracht und blutige Kämpfe gestürzt werden dürfen. Diese alte Seelenbereitschaft der Westgoten und zugleich eines Friedrich des Großen ist mit ein Gebot auch für unsere Zeit. Wir achten den Glauben der staatlich anerkannten Kirchen, aber auch jenes Streben, das nach neuen religiösen Formen sucht. Wir wissen nicht, ob die Bestrebungen zu einer deutschen Nationalkirche Erfolg haben werden oder nicht, wir begreifen und achten es, wenn die Ablehnung dieser Reformversuche deutlich ausgesprochen wird von den anderen Konfessionen, aber sprechen uns nicht das Recht zu, weder als Bewegung noch als Staat, Führer dieser Bestrebungen als unreife Heißsporne hinzustellen.

Deshalb, wenn wir im Braunhemd nichts als Deutsche sein wollen, so werden wir, falls jemand von uns sich mit religiösen Fragen oder Debatten befaßt, diesem das Braunhemd verbieten. Keinem Nationalsozialisten ist es gestattet, öffentliche religiöse Diskussionen in der Uniform seiner Bewegung zu führen. Die nationalsozialistische Partei hat nicht um religiöse Dogmen gekämpft und wird auch nicht um diese kämpfen. Der Streit um Dogmen ist für uns zu Ende, das große Ringen der Werte aber hat seinen Anfang genommen.

Nicht an die Furcht appelliere der Nationalsozialismus, sondern an den Mut:

Die nationalsozialistische Bewegung hat nicht die Selbstverachtung gepredigt und eine unterwürfige Gesinnung als Voraussetzung eines guten Menschen gelehrt, sondern hat den Stolz auf deutsches Wesen wieder lebendiges Bewußtsein werden lassen, und damit an jene tiefe Lehre Goethes angeknüpft, der die Ehrfurcht vor sich selbst als die tiefste Religion hingestellt hat...

So sehr deshalb die nationalsozialistische Bewegung sich von allen Dogmenstreitigkeiten fernhält, so ist sie doch empfindlich, wenn auf der anderen Seite deutsche Geschichte und große Deutsche der Mißachtung preisgegeben werden sollen. Wenn in diesen Tagen eine hohe kirchliche Persönlichkeit ihre Reden verbreiten läßt, so wird niemand von uns Aeußerungen seiner Dogmatik als amtliche Persönlichkeit der NSDAP kritisieren. Wenn jedoch der Kirchenfürst sich auf das Gebiet der deutschen Geschichte und Vorgeschichte begibt, so ist er hier genau so zu beurteilen, wie jeder andere Deutsche, sei er Gelehrter oder Laie.

Wir empfinden es mit der deutschen Geschichtsauffassung als unverträglich, wenn von dieser Stelle fast unverblümt den Germanen ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß sie die Römer aus dem Teutoburger Wald geschlagen hätten. Wir finden es nicht tragbar, wenn die Führer des neuen Deutschland als „kriegslustige Altgermanen" hingestellt werden, womit gleichsam die Denunziationen aus dem Ausland von hoher kirchlicher Seite unterstrichen werden. Und wenn es schließlich am Ende derartiger Erklärungen heißt, daß uns Gottes Hand nicht vor dem russischen Heidentum bewahrt hätte, um uns jetzt in einem germanischen Heidentum versinken zu lassen, so entsteht durch derartige, aus autoritativem kirchlichem Munde kommenden Aeußerungen die Gefahr, daß die Dinge dieser Zeit in einer falschen Perspektive gesehen werden. Denn vor dem Kommunismus bewahrt hat die deutsche Nation und alle Kirchen einzig und allein die nationalsozialistische Bewegung, die in diesen angeführten Worten gleichsam als ein Meer oder Sumpf hingestellt wird, in dem die Kirchen zu versinken drohen. Wir sind vielmehr der Ueberzeugung, daß die geschichtliche Wahrheit einmal die sein wird: Adolf Hitler hat mit seinem Siege ganz Deutschland vor dem Kommunismus und die ganze abendländische Welt vor dem Versinken in ein blutiges Chaos gerettet.

Wir glauben, daß die Kirchen und alle anderen geistig-kulturellen Institutionen, selbst wenn sie in dem einen oder anderen Punkte an unserer Bewegung Kritik glauben üben zu müssen, doch alle Ursache hätten, dem Führer dieses Staates angesichts der in anderen Staaten immer wieder aufflackernden kommunistischen Bewegungen ihren tiefsten Dank dafür auszusprechen, daß es ihnen möglich ist, ungehindert in ihren Kirchen zu predigen.

Wir hoffen, daß diese zu fordernde innere Dankbarkeit sich nach und nach bei allen Pfarrern und Priestern einstellen wird als Voraussetzung für eine wirkliche, von allen Gutwilligen angestrebte Befriedung des ganzen politischen und geistigen Lebens Deutschlands.

Die Kämpfe der bisherigen deutschen Geschichte seien konfessionelle, dynastische, Verfassungs- und soziale Kämpfe gewesen; heute und künftig gehe es um die nationale Ehre.

Wir sind der Ueberzeugung, daß wie immer wir metaphysisch zu Fragen des Diesseits und Jenseits Stellung nehmen mögen, wir auf dieser Welt nicht mehr tun können, als den höchsten und edelsten Wert in uns zu entwickeln und uns als ganze Menschen in den Dienst der deutschen Gesamtheit zu stellen. Wir glauben, daß kein Gott von uns mehr verlangen kann als auf allen Gebieten des Lebens in diesem Sinne zu wirken, und wir fühlen damit eine innere Verwandtschaft mit allem Großen des deutschen Wesens als Verpflichtung vor der Vergangenheit, als Vermächtnis für alle jene, die noch kommen werden, im Dienste für eine einzige Idee: Das ewige Deutschland!

Soweit Rosenberg. Was er gegen Kardinal Faulhaber sagt, wird in anderem Zusammenhange zu würdigen sein. Die wichtigste

grundsätzliche Frage, die sich angesichts dieser Rede erhebt, ist: wird die Begeisterung für die Nationalehre so, wie es hier geschieht, als das Entscheidende hingestellt und der religiöse Glaube als etwas, das man daneben und danach haben möge, der Eine so, der Andere so, muß sie dann nicht tatsächlich bei Unzähligen vielmehr an die Stelle treten, die bisher die Religion hatte? Rosenberg hat in dieser Rede nicht gegen Religion und Konfessionen kämpfen wollen. Aber es steht hier offenbar ähnlich wie bei dem Verhältnis von Religion und Moral. Auch die Moral ist eine strenge Göttin, die keine anderen Götter neben sich dulden will. Entweder es kommt zum Konflikt zwischen der Religion und ihr, oder beide müssen sich so innig durchdringen, wie es auf den Höhepunkten der Geschichte des Christentums (vielleicht auch einiger anderer Religionen) der Fall ist. Die Frage: „Kann noch eine dritte Macht ganz mit ihnen eins werden, nämlich die Liebe zu Volk und Vaterland?", die man von hier aus stellen könnte, scheint kaum im Sinne Rosenbergs zu sein, sofern er der Religion vielmehr ihren Platz daneben lassen will. Nach dem Satz des Schlußabschnitts seiner Rede: „Wir glauben, daß kein Gott von uns mehr verlangen kann", faßt aber wohl auch er das Verhältnis von Religion und völkischer Leidenschaft enger. Die meisten Frommen haben jedoch bei aller Liebe zu Volk und Vaterland immer nur einen Totalitätsanspruch anerkannt, d. h. nur einen Anspruch auf den ganzen Menschen, den Anspruch Gottes. Man wird sehen, wie in der ADG, der Rosenberg weltanschaulich nahesteht, völkische und religiöse Gedanken sich verbinden oder einander den Vorrang streitig machen.

Sofort große praktische Bedeutung gewinnen kann aber Rosenbergs Erklärung, daß der Nationalsozialist, wenn er sich an kirchlichen Kämpfen beteilige, das nicht als Nationalsozialist tue. Dem Anschein, daß die Partei sich für eine bestimmte kirchliche Richtung einsetze, einem Anschein, der 1933 überaus verwirrend gewirkt hat, ist damit noch weiter der Boden entzogen. Braune Uniformen wird man danach in Agitations- und Diskussionsversammlungen der Deutschen Christen (oder anderer kirchlicher Gruppen) nicht mehr sehen; ja, wenn Rosenbergs Grundsatz streng befolgt würde, auch auf Synoden nicht mehr, sofern diese diskutieren und nicht bloß feiern. Und wenn es doch noch anders gehen sollte, weiß man, daß dies nicht im Sinne führender Nationalsozialisten wäre.

Kiel Hermann Mulert

Bücher und Schriften

Jungfrauensohn und Krippenkind. Untersuchungen zur Geburtsgeschichte Jesu im Lukasevangelium. Von Martin Dibelius. Heidelberg, C. Winter 1932. 80 S. 3.50 M.

Diese (in den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie erschienene) Abhandlung untersucht in anregender Weise die Geburtsgeschichten des Täufers und die Jesu nach form- und stil- und motivgeschichtlicher Methode. Es ergibt sich ein Urbestand der Ueberlieferung: drei voneinander unabhängige Legenden: die Geburt des Täufers (die Erzählung stammt aus den Tauferkreisen; es ist noch nichts Christliches darin enthalten), die Engelsbotschaft an die Jungfrau Maria und die Verkündigung an die Hirten. Mit Recht wird betont, daß die Weihnachtsgeschichte die Geburtsankündigung mit ihrem Motiv der Jungfrauengeburt nicht zur Voraussetzung hat. Originell ist die Erklärung der Jungfrauenlegende: sie ist ursprünglich nicht als Mythus berichtet worden (die bekannten Göttergeschichten der Antike sind keine direkten Parallelen), sondern als Glaubenssatz, dessen Darstellungsgehalt aus der hellenistisch-jüdischen Ausdeutung alttestamentlicher Geburtsgeschichten (Sara, Lea, Rebekka, Zippora) stammt (Hauptzeuge ist Philo von Alexandrien); es ist Theologie, nicht Mythologie. Erst durch die Betonung von Brautschaft und Ehe der Jungfrau sei die Ueberlieferung zum Mythos gestaltet worden und in die Nähe heidnischer Göttermythen gebracht. Das Motiv stammt aus ägyptischer Theologie, wie Dibelius wahrscheinlich zu machen sucht. In der Weihnachtsgeschichte ist die Vorlage und die Gestaltung durch den Evangelisten zu unterscheiden. Zu letzterer gehört die Verbindung mit dem Schatzungsbefehl des Augustus-Quirinius. Die Vorlage mit Engelverkündigung, Hirten und Krippe hat nichts Mythisches an sich; es ist eine Messias- und Heilandsgeschichte in der schlichten Umwelt des Hirtenvolkes von Bethlehem. Dibelius weist auch hier alle mythologischen Analogien ab, sie kommen erst für spätere Ausgestaltung der Legende in Betracht. Ich kann weitgehend zustimmen. Die Methode ist entschieden sicherer als etwa die von Greßmann (Das Weihnachtsevangelium, 1914). Nicht jedes Einzelergebnis ist einwandfrei. Nicht unbedingt überzeugend ist z. B. die Auffassung, die „Krippe" sei die Krippe der eigenen Herden, in der die Hirten zuerst suchen und sogleich finden; ist's nicht vielmehr so gemeint: Das einzige Kind in Bethlehem, das in einer Krippe untergebracht ist — das ist das Christuskind? Und ich würde auch nicht so entschieden bestreiten, daß diese Geschichte in Palästina entstanden sei. Gewiß, sie ist hellenistisch gefärbt und die Hirten gelten im Talmud nicht als „fromm". Aber alttestamentlich ist die Erzählung zum mindesten gearket, und es gibt in Palästina noch eine andere Wertung des Hirtentums.

Die feinsinnige Studie fördert unser Verständnis der evangelischen Geburtsgeschichten und schenkt uns neue Einsichten in den Werdegang ihres Entstehens. Erschöpfend ist sie nicht, will sie auch nicht sein. So sei bei dieser Gelegenheit noch auf eine Studie von Gottfried Erdmann aufmerksam gemacht: Die Vorgeschichten des Lukas- und Matthäus-Evangeliums und Vergils vierte Ekloge (Göttingen, Ruprecht, 145 S., 2.50 M.), die unabhängig von Dibelius bei prinzipieller Verwandtschaft in der Umreißung des Werdegangs der Geburtsgeschichten andere Wege geht. Erdmann betont (meines Erachtens zu stark) die Vorbildlichkeit der Täuferlegenden für die Jesusgeschichten (auch Lukas 2 sollen einige Geschichten ursprünglich Johannesgeschichten gewesen sein, was nicht zwingend erweisbar ist). Sehr ausführlich gibt er die religionsgeschichtlichen Analogien zu Matthäus 1 und 2. Er verbindet damit eine Erläuterung zu Vergils berühmter Ekloge 4 (Ankündigung der Geburt des Weltheilandes und der damit zusammenhangenden Weltenwende), deren Leitgedanken er zum großen Teil aus der jüdischen Apokalyptik (besonders den jüdischen Sibyllenorakeln) ableitet, im Gegensatz zu der Anschauung, daß Vergil und Judentum aus derselben agyptisch-orientalischen Apokalyptik geschöpft haben.

Endlich sei hier noch hingewiesen auf das etwas früher (1930) erschienene, freilich stark umstrittene Buch von Karl Bornhäuser, Die Geburts- und Kindheitsgeschichte Jesu (Gütersloh, Bertelsmann, 144 S.), das nach Methode und Anschauung völlig anders gearket ist. Bornhäuser setzt die Glaubwürdigkeit der Geschichten voraus und sucht sie durch oft originelle, oft wunderliche Auslegungen und Kombinationen zu erhärten. Aus den rabbinischen Schriften bringt er auch in diesem Buche interessante Belege bei, deren Bedeutung für das Verständnis der Texte freilich nicht tragkräftig genug ist, um die Geschichtlichkeit im Sinne Bornhausers eindeutig festzulegen. Auch wo er an einem Einzelsatz neu und richtig aufweist, was die Evangelisten gemeint haben, ist damit der Charakter der Ueberlieferung noch nicht gesichert. So wird man immer wieder auf solche Untersuchungen hingewiesen, wie sie Dibelius (und Erdmann) vorgelegt haben.

Hans Windisch

Zwingli. Roman von Emanuel Stickelberger. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1931. 462 S. Leinen 4 M.

Das Zwinglibuch von Emanuel Stickelberger ist hervorragend geeignet, den Kampf zwischen Luthertum und Reformiertentum als den beiden Polen, zwischen denen das Leben der deutschen evangelischen Kirche verlauft, zu erweisen. Es ist mehr als ein „Roman", wie der Untertitel besagt. Der Verfasser, der übrigens gerade dieser Tage (am 13. März) seinen 50. Geburtstag feiert, ist Dichter und Historiker zugleich, und was mehr ist: ein frommer Mensch, der von der Wucht der gewaltigen Fragen zu innerst erfaßt ist. Unter seiner Führung lernen wir die Nöte der Schweizer Reformationszeit kennen: den Klerikalismus, das Pensionsunwesen, das Reislaufen, das Schwärmertum und — die deutsche Zwietracht. Und mitten in dieser wogenden Zeit steht Zwingli, der Kämpfer für das Evangelium und für sein Volk. Meisterhaft umreißt der Dichter diese gewaltige Gestalt mit seiner Starke und seinen Schwächen, nichts beschönigend und doch alles verstehend. — Wir lernen Jung-Uli kennen, wie er in der Lateinstunde vor den Edelfräulein mit seinen lateinischen Vokabeln glanzt; wir geleiten den Scholaren nach Wien, wo er den ersten Zusammenstoß hat mit dem geistlichen Amt; wir erleben mit ihm seine ersten Kampfe unter dem Zürcher Banner. Wir sehen den jugendlichen Priester in Mariä Einsiedeln suchen, straucheln und finden; wir erleben den Reformator, den Staatsmann, den Menschen Zwingli. Pestzeit, Notzeit; Kampf mit den „Spirituösern", den Schwärmern, Kampf mit den Geschlechtern, Streit mit Erasmus, Streit mit Luther zu Marburg, und dann die letzte Not und das bittere Ende auf dem Felde von Kappel!

Das alles lazt der Dichter uns miterleben in seinem Werk, das ein rechtes, echtes Volksbuch ist in seinem inneren Gehalt und in seiner wuchtigen, markigen Sprache. Henri Bouché

Friedrich Zimmer, ein deutscher Volkserzieher. Von Wilhelm Stölten. Mathilde-Zimmer-Haus, Verlagsabteilung. Berlin-Zehlendorf 1933. 276 S.

Dies Buch stellt die Lebensarbeit eines Mannes zusammen, der, mit erstaunlicher Arbeitskraft ausgestattet, eine Ueberfülle von Antegungen für das Gebiet des Frauendienstes und der weiblichen Erziehung gab und nicht wenige davon in die praktische Tat umsetzte. Drei seiner Lebenswerke haben den unermüdlichen Organisator überdauert: der Evangelische Diakonieverein, die Töchterheime und die Mathilde-Zimmer-Stiftung. Sein Leben gliedert sich in drei deutlich geschiedene Perioden. Bis 1894 steht im Mittelpunkt das theologische Lehramt; er war Professor in Herborn. Neben der wissenschaftlichen Arbeit sind es besonders kirchenmusikalische Studien, die ihn dabei beschäftigen. Die nächsten 12 Jahre gelten ganz der kirchlich-sozial-pädagogischen Aufgabe im Sinne evangelischer Diakonie durch Frauen der gebildeten Stände an Frauen aller Stände (Diakonieverein). Die letzten Jahre, nach der Trennung vom Diakonieverein, dienen der einen Aufgabe, die er als Hauptaufgabe seines Lebens ergriffen hatte, der Volkserziehung im Sinne der von ihm ausgebauten Lebenserziehung. Zimmer ist

1919 gestorben und hat noch die Probleme der Nachkriegszeit erfaßt und durchdacht, wenn es dabei auch über Ansätze (Frauendienstjahr) nicht gut hinausgehen konnte. Interessant war mir, daß er Naumanns erster politischer Gründung den Namen „Nationalsozialer" Verein gegeben hat und also damals schon gleichsam prophetisch die Notwendigkeit der Verbindung beider Begriffe vorausschaute, die in der Gegenwart mit ganz anderen Methoden und in ungeheurem Schwung die Erneuerung unseres staatlichen Lebens heraufgeführt hat. Ueberhaupt hatte Zimmer weiten Blick für die sozialen Notwendigkeiten; vielleicht hätte er noch Größeres leisten können, wenn er nicht in eigentümlicher Unrast immer wieder auf neue Gründungen ausgegangen wäre. Aber der Name dieses durch und durch selbstlosen Mannes verdient es, unter den Männern der „Inneren Mission" allezeit mit Ehren genannt zu werden. Er ist ein Beispiel dafür, wie auch die jetzt so gern geschmähten „liberalen" Theologen die sozialen Aufgaben im Dienst der Volksgemeinschaft erkannten und auch praktisch zu verwirklichen wußten im Sinne unseres unvergeßlichen Friedrich Naumann.

Rudolf Marx

Die neugermanischen Religionsbildungen der Gegenwart. Von Dr. Alfred Müller. Bonn, Ludwig Röhrscheid 1934. 73 S. 3.50 M.

Im ersten Hauptteil bietet M. eine Geschichte der völkischen Religiosität und schließt daran eine Uebersicht über die verschiedenen neugermanischen Religionsgemeinschaften an. Das Material zu seiner Darstellung, die in dieser Genauigkeit bisher noch nirgends gegeben worden ist, konnte der Verfasser nicht lediglich aus literarischen Veröffentlichungen gewinnen: es mußten auch unveröffentlichte und persönliche Briefe von Führern dieser Gemeinschaften verwertet werden. Im zweiten Hauptteil werden die geistige Grundhaltung und die Wesenselemente der neugermanischen Religiosität in Lehre und Brauch dem Leser zum Verständnis gebracht. Bei aller Mannigfaltigkeit der einzelnen Gruppen lassen sich gemeinsame Wesensmerkmale herausstellen. Am wichtigsten ist die Ueberzeugung von dem Gebundensein der religiösen Grundhaltung an Rasse und Volkstum. Auch wie sich die Deutschgläubigen mit der Schwierigkeit abfinden, daß jedes Volk ein Rassengemisch darstellt, ist besprochen. Als Quellorte dieser neugermanischen Glaubenslehre werden die altgermanische Religion, die Mystik des Mittelalters und der deutsche Idealismus aufgewiesen. Die Untersuchungen des Verfassers führen in die Tiefe der Probleme ein. Besonders treffend sind auch die Ausführungen des Schlußabschnitts, in denen eine Kritik vom Standpunkt der Religionsgeschichte und der Religionspsychologie aus gegeben wird. Ernst Wendland

Die 25 Thesen der Deutschreligion. Von Ernst Bergmann. Breslau, Ferdinand Hirt 1934. 88 S. 1.50 M.

Untertitel: Ein Katechismus! Das Motto aus Schleiermacher: „Nicht der hat Religion, der an eine heilige Schrift glaubt, sondern der, welcher keiner bedarf und wohl selbst eine machen könnte." Das Ganze ist in drei Hauptstücke eingeteilt: 1. Das Wesen der Deutschreligion, 2. Die Deutschgotteslehre, 3. Die heroische Deutschethik.

Lassen wir einmal all das, was B. schon vorher geschrieben hat, und was gar nicht so recht in eine „Deutschreligion" hineinpassen will, beiseite, und wägen nur das Gewicht der Titelwörter, also der Hauptbegriffe dieses vorliegenden Schriftchens, so wird man die Verbindung der Worte Thesen und Katechismus, Deutschreligion und Deutschgotteslehre kaum anders verstehen können, als daß hier nun doch der erste Versuch einer lehrhaften Formulierung dessen versucht wird, was man unter einer deutschen Religion in Zukunft zu verstehen haben werde. Es will mir scheinen, als müsse sich damit B. ganz folgerichtig von der Hauptlinie der ADG wegentwickeln, da diese doch bewußt auf eine „dogmatische", d. h. aber lehrhafte Festlegung ihres Glaubens verzichtet. Ein Katechismus enthält notwendig Glaubenssätze, d. h. also die begriffliche Festlegung eines zu glaubenden Gehaltes, die Abgrenzung gegenüber anderen Religionen, und damit die ersten Anfänge einer inneren Erstarrung und den Hang zu objektiver Bindung. Gegen diese Tatsache schützt auch nicht, daß B. in seinen Thesen einen ziemlich hohen, philosophischen Ton anschlägt, der nicht von allen sofort begriffen werden wird und andererseits noch weite Ausdehnungsmöglichkeiten zuläßt auf deren spezifischen, d. h. in Glaubensdingen: auf deren objektiv bindenden Gehalt.

Inhaltlich entsprechen die Thesen dem schon früher von B. in seiner „Deutschen Nationalkirche" Gesagten. Einige davon seien dennoch wörtlich angeführt: 4.: „Die Deutschreligion kennt keine Dogmen, denn sie ist eine Religion. 6.: „Die Deutschreligion ist eine Volksreligion. Sie hat mit Freidenkertum, Gottlosenpropaganda und Religionszersetzung nichts zu tun. Wir rechtgläubigen (!) Deutschreligiösen stehen auf dem Boden positiver Religion." 8.: „Gott ist eine sittliche Idee, die wir der ewigen schöpferischen Naturkraft unterlegen, die in der Welt und im Menschen wirkt. Der Glaube an einen außerweltlichen oder Jenseitsgott ist nicht indogermanischen, sondern semitischen Ursprungs. Ein solcher Gottesglaube ist zu echter Religiosität und Frömmigkeit auch gar nicht erforderlich." 13.: „Das Weltlebendige ist der Mutterschoß des hohen Menschengeistes. Wissendes Wesen und Geist ist eine Geburt des Allmütterlichen. Der Mutter-Kind-Gedanke ist daher die richtige Deutung des Gott-Welt-Geheimnisses. Wir sprechen in einer modernen Naturreligion vom Geistkind Gott, das im Schoße der Allmutter ruht." Unter diese These schreibt B. sehr richtig: „Wie ist das zu verstehen?" (42). 15.: „Die Ethik der Deutschreligion verurteilt jeden Erbsündenglauben sowie die jüdisch-christliche Lehre von der Schuldverfallenheit der Welt und des Menschen. Eine solche Lehre ist nicht nur ungermanisch und undeutsch, sondern unsittlich und nichtreligiös. Wer sie verkündigt, bedroht (!) die Volkssittlichkeit." 21.: „Wir Deutschreligiösen verlangen die Einführung von Religionsunterricht in den Schulen. Der christliche Religionsunterricht kann nicht länger als vollgültiger Ersatz (!) für den Religionsunterricht bezeichnet werden, da das Christentum nicht mehr als Religion in unserem Sinne (These 1, 2 und 3) angesehen werden kann."

B. legt also Punkt 24 des nationalsozialistischen Programms wesentlich anders aus, als der Reichsbischof oder auch Rudolf Heß (vgl. die Erklärung des Reichsbischofs zu dem Erlaß von Heß am 11. Oktober; abgedruckt in: „Der Kampf um die Deutsche Kirche" von Andreas Duhm, Heft 3, S. 109 ff.). Die Fronten zeichnen sich aber klarer ab, und in diesem Sinne kann man B. sogar noch dankbar sein. Otto Hubele

Christentum deutsch. Von Fritz Engelke. Hamburg, Rauhes Haus.

Ein tapferes Büchlein! In plastischer Sprache zeigt es, wie die Bibel, wie Christus heute den deutschen Menschen nahegebracht werden können, wie sich deutscher Religionsunterricht zu gestalten hat. E. scheut sich nicht vor „Ketzereien", so, wenn er es als pädagogische Liebespflicht gegenüber unserem Volke bezeichnet, einmal ganz energisch die Frage anzupacken, ob und wieweit die germanischen Mythen wirklich für unsere deutsche Jugend geeignet sind, an Stelle der Geschichten des Alten Testaments. Erfrischend ist, wie er eine deutsche Haltung zur Bibel fordert, die der Bibel mit großer innerer, fröhlicher Freiheit gegenübersteht, wie er die Angst mancher Kreise gegenüber der Naturwissenschaft bloßstellt. Treffend zeigt er, daß das Evangelium tiefste Erfüllung für den Deutschen ist. Dagegen bezeichnet er mit Recht eine gewisse Sündenpredigt als artfremd, meint, daß unsere tatenfrohe Zeit keine dialektische Theologie gebrauchen kann. Für den deutschen Religionsunterricht erhebt er die Forderung, daß er vollgültig Unterricht sei, „hell, klar und kühl wie ein Herbsttag". Helmut Gerlich

Sozialismus und Religion. Konfessionssoziologische Untersuchung der Labour Party 1929—1931. Von Franz Linden. (Kölner Anglistische Arbeiten, herausgegeben von Herbert Schöffler, 17. Bd.) 178 S. Leipzig, B. Tauchnitz.

Wer wissen will, was „Volkskirche" ist, der greife zu diesem Buch. Es bringt in peinlich gewissenhaft statistischer Methode eine Fülle des Materials, das sich auch der nicht so reich und schlagend gedacht hat, der von dem Riesseneinfluß englischen Kirchentums auf das politische Leben eine Ahnung hatte. Wie gewaltig diese Verflechtungen sind gerade in den Kreisen der Arbeiterpartei, weil sie eine Partei des Volkes ist und dies Volk selbstverständlich seine Vertrauensleute aus der Zahl der in seinen kirchlichen Gemeinden Arbeitenden sucht, das wird sehr deutlich gemacht. Da ist „Volkskirche", obwohl eine einheitliche kirchliche Organisation nicht vorhanden ist, oder vielleicht gerade weil sie nicht vorhanden ist. Das englische Volk schuf sich seine Gemeinden aus seiner selbständigen religiösen Verantwortung heraus und aus ihnen seine zahlreichen kirchlichen Gesamtkörper. Diese werden deshalb in solch mächtiger Weise von der Verantwortung des Volkes getragen, fühlen auch umgekehrt die Verantwortung für die ihnen angehörenden Volkskreise und deren wirtschaftliche und politische Lebensinteressen mit. Diese Volkskirchen denken nicht daran, die Politik zu verbieten, um Volkskirchen werden oder bleiben zu können. Sie stehen mitten in der Politik, weil sie eben wirklich Volkskirchen sind und eben weil sie des Volkes Nöte und Fragen miterleben, auch sein Vertrauen besitzen. So kommt es, daß gerade in der Arbeiterpartei nur ein ganz kleiner Bruchteil von Abgeordneten ist, der nicht zuerst in einer religiösen Gruppe oder Bewegung arbeitete, sich da das Vertrauen der Masse erwarb und dann von ihr zu wirtschaftlichen oder politischen Aufgaben berufen wurde. Und dann behielt man eben seine religiöse Arbeit in Sonntagsschule, Erweckungsbewegung, religiöser Volksbildungsbewegung usw. bei. Es ist vor allem die Gruppe der „Primitiven Methodisten", der die größte Zahl der Abgeordneten angehört. Sie ist eben die religiöse Gemeinschaft, die am stärksten in der Arbeiterschaft wurzelt. So stark ist diese Verbindung, daß man in manchen Gegenden Englands sagt: Man muß zuerst PM sein, um MP zu werden (PM = Primitive Methodist, MP = Member of Parliament). Deutsche Kirchenführer, Gruppen, aber auch deutsche Politiker könnten aus diesem Hefte unendlich viel lernen. Emil Fuchs

Die Kirchen und der Krieg. Von D. Dr. Heinrich Frick. Tübingen, J. C. B. Mohr 1933. 44 S. 1.50 M.

Frick bietet in seinem Vortrag einen echt akademischen Beitrag zur Sache. „Echt akademisch" im guten Sinn. Er zeigt das Problematische der Entscheidung: er arbeitet an der Frage selbst, damit man sie wissend und klärend stelle. Und er hat dazu die seltene Veranlassung, daß er mit seiner Rede eine ganze Vortragsreihe über den Gegenstand „Problem des Krieges", die in einer Universität gehalten werden soll, zu eröffnen hat. Da ist kein Ort, mit einer temperamentvollen Lösung herauszuplatzen (die dann doch keine Lösung bedeutet). Da ist die Stelle, wo man der Schwierigkeit des Problems zu Leibe gehen darf. Also der Not der

Kirchen zuerst. Die Probleme zu sehen und zu deuten ist nun einmal die vornehmste Aufgabe der Wissenschaft.

„Wie erklärt sich die Zersplitterung und die Ratlosigkeit der Kirchen angesichts des Kriegs?" Dieser Frage geht Frick nach. An der Hand eines mit glücklichem Griff herbeigebrachten Materials. Er hat da viel zu sagen; was alles, werde ich hier nicht verraten. Nur bei dem merkwürdigen Ergebnis verweilen. Die Kirchen können sehr viel und sehr wenig tun. Im Grunde können sie nur — auf den heute viel beanstandeten „religiösen Individualismus" sich zurückziehen, auf Gewissen, Freiheit und Gehorsam der christlichen Person. Aber wir sehen doch nun, warum uns die Kirchen den Ernst dieser Forderung nicht abnehmen können. Dazu sind sie eben nicht da. Und „Christentum" ist eben keine bequeme Formel.

Aber kann einem nun der fragende Laie und der zur Antwort und zum Handeln berufene Pastor nicht leid tun? Das Gebot der Stunde — die konkrete Situation — hilft das? Und „Gottes Wort"!? Erinnert nicht auch die Verteilung der christlichen Gesinnung auf Vaterlandsverteidiger und conscientous objectors [1]) an die Zweiteilung der Kirchgenossen in Weltchristen und Mönche? Es genügt eben zur Lösung nicht mehr, daß „die Tragik" durch den Einzelnen mitten hindurchgeht!

Es soll aber Niemand, der weiter über diese Dinge redet, die Fricksche Schrift ungelesen und unverarbeitet lassen. Es wird über diese Dinge so viel geredet und geschrieben; Frick sorgt doch, daß man dabei Boden unter den Füßen hat. R

Lebensphilosophie der Gegenwart. Von Philipp Lersch. Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin 1932. 98 S. (Philosophische Forschungsberichte, Heft 14.) Brosch. 4 M.

Der Verfasser versteht die „Lebensphilosophie" unter dem Gesichtspunkt, daß es sich in ihr handle „um die philosophische Besinnung auf die Inhalte des Erlebens, genauer gesprochen um die Frage, ob und wieweit das Erleben imstande ist, uns den Bereich der Wirklichkeit aufzuschließen". Dabei behandelt er vornehmlich Bergson, Dilthey, Spengler, Simmel, Klages, Palágyi, Scheler, Keyserling, Dacqué, Th. Lessing, R. Eucken, E. Troeltsch. Abgesehen daron, daß, wie ich in meinem Buche: „Die Krisis und Wende des christlichen Geistes" (1932) gezeigt habe, von den Genannten m. W. nur Klages und Scheler als echte Lebensphilosophen in Anspruch genommen werden dürfen und im übrigen die wichtigsten echten Lebensphilosophen seit Jakob Böhme bis Klages keinerlei Berücksichtigung gefunden haben, von einem „Forschungsbericht" im eigentlichen Sinne also nicht gut die Rede sein kann, ist das Buch eine wertvolle und angenehm lesbare Einführung in die Geisteswelt einiger neuzeitlicher Denker. Kurt Leese

Paul-Ernst-Gedenkbuch. 1933. Herausgegeben vom Verein Raabe-Stiftung. Nachwort von A. Kutzbach. In Kommission bei Ed. Avenarius, Leipzig.

Nach Paul Ernsts Bemerkungen über sich selbst erzählt Kutzbach von des Dichters letzter Lebenszeit, den letzten Lebenstagen und seinem schnellen Tod. Man wird sich der vielfachen Tragik dieses verkannten Dichterseins erneut bewußt: in eben den Tagen sterben zu müssen, da ein neues Deutschland die Grundlage zu Anerkennung und großer Ehrung geworden war. Die Auswahl des Buches ist gut. Paul Ernsts Wesen und dichterischer Charakter wie auch das Bild des Stofflichen kommt gut zum Ausdruck. Viele Stücke aus dem Kaiserbuch werden gebracht, Autobiographisches auch: kurz, die Raabe-Stiftung tut dem verstorbenen Dichter wie dem deutschen Volk und der neuen deutschen Bewegung mit diesem Buch einen großen, nicht leicht zu überschätzenden Dienst.

Erich Bockemühl

Neudeutsche Kunsterziehung. Von Paul Fegeler-Felkendorff. Breslau, Korn 1933. 125 S. 2.80 und 3.50 M.

Der Verfasser will einen „Grundriß der geistigen Erneuerung und der Aufgaben von Kunst und Kunsterziehung im nationalsozialistischen Staate" geben. Auch zu einem Grundriß scheint mir die Abhandlung etwas zu kurz zu sein. Zuviel Raum wird für den „grundsätzlichen Vorblick" verwendet. Die Gedanken über den Organismus und die Harmonie sind sehr brauchbar, bedürften aber einer weiteren Fundamentierung mit Beispielen. Die sachliche Behandlung erinnert sehr an die Argumentationsweise der Aesthetik von Schleiermacher, die, erst vor zwei Jahren von Odebrecht vollständig herausgegeben, nach 100 Jahren auch beim Kunsterzieher Beachtung zu finden scheint. Man sollte aber seinen Namen nicht einfach verschweigen und so reden, als sei diese Kunsterziehung das Resultat einer „neu"deutschen Besinnung. Otto Hubele

Chronik

Die Forschungsabteilung des Oekumenischen Rats für praktisches Christentum gibt ein Studienbuch heraus: „Kirche, Bekenntnis und Sozialethos", die sozialethische Grundhaltung des Urchristentums, der orthodoxen Kirche, des Altkatholizismus, des Luthertums, des Calvinismus und des Anglikanismus, mit Beiträgen von M. Dibelius, Bischof Irenaeus, Peter Barth u. A. 2.50 M. Furcheverlag Berlin NW 7.

Der Uebergang der Hoheitsrechte der Länder an das Reich hat die Wirkung, daß die in den Konkordaten den Länderregierungen zugesprochenen Rechte nun der Reichsregierung zustehen (die sie natürlich durch Landesbehörden ausüben lassen kann). Sinngemäß würde auch die noch bestehende diplomatische Vertretung Bayerns beim Vatikan und die päpstliche Nuntiatur in München wegfallen.

Der Reichskanzler empfing den Erzbischof von Köln, Kardinal Schulte, zu zweistündiger Besprechung.

Ein Erlaß des Reichsinnenministers wendet sich gegen die Anwendung des Arierparagraphen auf die freie Wirtschaft.

Lehrern, die aus der Kirche ausgetreten waren und in diese wieder aufgenommen sind, ist auf Grund eines Erlasses des preußischen Kultusministers die Erteilung des Religionsunterrichts erst nach Ablauf eines Jahres nach ihrer Wiederaufnahme gestattet. Die endgültige Uebertragung des Religionsunterrichts an sie ist von einer Bewährung in einer halbjährigen Probezeit abhängig zu machen.

Der bayrische Kultusminister Schemm nannte auf einer Tagung des Gaues Groß-Berlin des nationalsozialistischen Lehrerbundes „als gefarnte Gegner gegen Staat und Bewegung" die, „die mit der heuchlerischen Maske der Religion und der Konfession Gegenarbeit zu leisten suchten. Die Ablehnung des weltanschaulichen Inhalts der nationalsozialistischen Bewegung als Heidentum verbitten wir uns; wir sind stolz darauf, das deutsche Volk unter dem Begriff der Rasse zu einer völkischen Einheit zusammengeschweißt zu haben". FZ 62

„Westdeutscher Beobachter" am 27. Januar: „Der Staat ist zum unerschütterlichen Bollwerk und zur uneinnehmbaren Bastion des Christentums geworden ... jetzt dürfen sich die Kirchen in Organisationsfragen, ungeachtet aller äußeren Sicherungen und Vorbehalte, rücksichtslos dem revolutionären Totalitätsanspruch des Staates beugen." Rf K3 6

„Evangelium im 3. Reich" 5 über die politischen Hintergründe des Kampfes gegen den Reichsbischof: Hier würde der Staat nicht schweigen: „Niemand wird die für die früher oppositionellen Kirchenführer beleidigende Behauptung aufstellen wollen, sie hätten Glaubens- und Bekenntnisbedenken auf einen Wink des Staates zurückgestellt. Es sind politische Ziele als unerreichbar aufgegeben worden. Es ist von seiten der zuständigen staatlichen Stellen einwandfrei festgestellt, daß politische Methoden und Gedankengänge in diesen angeblich rein kirchlichen Kampf hineingespielt haben." ProtBl 7

Auf einer Tagung des bayrischen Pfarrervereins erklärte der Landesbischof, der Reichsbischof habe die Versicherung gegeben, mit aller seiner Kraft sich für die Substanz der Kirche einzusetzen, so daß alles wieder getan sei, um zu einem Vertrauensverhältnis innerhalb der Deutschen Evangelischen Kirche zu kommen. Der Arierparagraph werde nicht in der ursprünglichen Absicht zur Durchführung kommen. VZ 31

Bei Einführung des Bischofs Peter sagte der Reichsbischof unter anderem: „Heute müsse jeder Christ im Zuge des Nationalsozialismus marschieren, wenn er Gott nicht untreu werden wollte. Wer heute mit dem Satze: ‚Man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen' gegen eine andere Liebe, nämlich die zum Vaterlande, ankämpfen wollte, habe einen Kampf auf Tod und Leben zu gewärtigen und stehe hart am Verbrechen." VZ 31

Das Moderamen des Reformierten Bundes beschloß, keinen reformierten Kirchenminister anzuerkennen, der nicht vom Vertrauen einer Reformierten Deutschen Gesamtsynode getragen ist. Den Gemeinden kann die Verantwortung für die Bestellung und Verwaltung des kirchlichen Dienstes nicht von einem besonderen kirchlichen Führeramt abgenommen werden. Die reformierten Gemeinden sollen sich in territorialen Bekenntnissynoden zusammenschließen, zu denen jede Einzelgemeinde je einen Prediger und Presbyter entsendet, aus diesen sich die Reformierte Gesamtsynode zusammenfinden. Rf K3 6

Das Moderamen des Reformierten Bundes erklärte in seiner Sitzung am 2. Februar in Elberfeld, daß die Erklärung der Kirchenführer vom 27. Januar eine glatte Verleugnung alles dessen darstelle, was sie vorher sowohl dem Reichsbischof als der Oeffentlichkeit vom Bekenntnis her kundgegeben haben. „Licht und Leben" Nr. 6, S. 91, stellt die Gegensätze graphisch besonders deutlich dar.

Das Rheinische Konsistorium hat Pfarrer Held und Graeber in Essen und Lic. Beckmann in Düsseldorf wegen eines Rundschreibens an die Geistlichen mit der Aufforderung zum Widerstand gegen die Maßnahmen der Kirchenbehörde und Verlesung der Kanzelabkündigung des Notbundes in Disziplinaruntersuchung gezogen (Rf K3 6), ebenso das Sächsische den Superintendenten Hahn in Dresden und einige weitere Pfarrer, das Pommersche die Superintendenten Horn, Buth u. a., die lübische Kirchenbehörde den Pastor Erwin Schmidt in Lübeck.

Die Akten des Pfarrernotbundes sind diesem vom Geheimen Staatspolizeiamt wieder übergeben worden.

Der Positive Verband für Bibel und Bekenntnis hat die Reichskirchenregierung gebeten, alle Pfarrer und Kirchenbeamte aus dem Parteidienst der NSDAP herauszuziehen, wie dies die badische Kirche bereits getan hat. Rf K3 5

Der Reichsbischof hat Konsistorialrat Scheller in Königsberg in den Evangelischen Oberkirchenrat berufen, um eine Neuord-

[1]) Kriegsdienstverweigerer um des Gewissens willen.

nung des Lehrplans der Predigerseminare durchzuführen. VZ 39

Bei einer Kundgebung der Hitler-Jugend in Köln erklärte der Obergebietsführer, um der Einheit der deutschen Jugend willen müßten in diesem Jahre die noch bestehenden katholischen Jugendverbände aufgelöst und in die Hitler-Jugend eingeordnet werden. VZ 31

Papst Pius XI. wandte sich in einer Unterredung mit einem Vertreter des „Intransigeant" gegen Uebertreibungen des Patriotismus, die alle Maße des Vernünftigen überschreiten, indem man die Jugend unter der Bezeichnung „körperliche Ertüchtigung" militarisiere. NatZt Basel 55

Bei Eingliederung der Evangelischen Jugendverbände in die Hitler-Jugend sind 5 Obergebiete und 21 Gebiete geschaffen, für die Bevollmächtigte ernannt sind.

Reichsjugendführung und Reichsjugendpfarrer haben sich dahin geeinigt, daß die Belastung durch vier Tage in der Woche und vier Sonntage im Monat für die evangelische Jugend „selbstverständlich eine Maximalbelastung bedeutet" und die Hitler-Jugend es nicht als ihre Aufgabe ansieht, Träger und Förderer einer dritten Konfession zu sein. ProtBl 7

Im Gegensatz zu dem Eintreten vieler Diakonen für die Deutschen Christen hat sich eine „Deutsche Diakonenbruderschaft für die Freiheit des Evangeliums" gebildet; Anmeldung an Gerhard Lindner, Neuwied a. Rh., Rheinstr. 55. LL 5

In Schleswig-Holstein sind die Aufgaben der Propsteisynoden auf den Synodalausschuß übertragen worden.

In Mecklenburg-Schwerin ist der Bevollmächtigte des Reichsbischofs abberufen und der neugebildete Oberkirchenrat wieder in dessen Rechte eingesetzt worden.

In Hamburg wurde ein Volksmissionarisches Amt unter Leitung von Oberkirchenrat Tügel begründet, desgleichen ein Landeskirchliches Amt für Innere Mission; Träger des Amtes Pastor Donndorf, Direktor Wittke.

In Bremen verkündet eine neue Verordnung des Kirchenpräsidenten, daß die Glaubens- und Gewissensfreiheit der Gemeinden unberührt bleibt. Die verwaltenden Bauherren werden als Leiter der Gemeinden verpflichtet. Das Personalgemeindetum ist aufgehoben und vier Kirchspiele werden ohne Rücksicht auf lutherisches und reformiertes Bekenntnis eingeführt. Alle Pastoren werden durch Handschlag auf den Reichsbischof verpflichtet.

Senator Heider, der Präsident der evangelischen Kirche in Bremen, sollte auf einer Versammlung, die dort die Deutschen Christen am 6. Februar unter Leitung des Bischofs Weidemann mit dem Thema „Für die Einheit der Kirche" hielten, das Augsburger Bekenntnis einen „alten Schmöker" genannt haben. Nach Erkundigung der AELKZ 7 wäre das Wort vielmehr für die gesamten Bekenntnisschriften gebraucht worden.

Der Schlesische Landesleiter der Deutschen Christen, Pfarrer Zarnikow in Kunan, verbietet in einer Erklärung vom 18. Dezember die politische Diffamierung der Pfarrer des Notbundes und von „Evangelium und Kirche" in der Voraussetzung, daß diese alle Angriffe auf die Deutschen Christen unterlassen, da diese ebenso treu zu Bibel und Bekenntnis stünden und die Kirche Jesu Christi auferbauen wollten. Der Pfarrernotbund antwortet darauf, daß die alleinige Autorität von Bibel und Bekenntnis in der Kirche nicht gewährleistet sei, solange noch Männer in führenden kirchlichen Aemtern seien, die für die Schmähung von Bibel und Bekenntnis im Sportpalast verantwortlich sind oder durch Zustimmung und Schweigen daran beteiligt sind; außerdem würden in den Aeußerungen führender Deutscher Christen weltliche politische Dinge in die Verkündigung der Kirche hineingetragen und dadurch die Botschaft der Kirche verfälscht.

Der gesamte Vorstand des Reichsverbandes für die katholischen Auslandsdeutschen einschließlich des Vorsitzenden, Prälat Professor Dr. Schreiber (Münster) ist zurückgetreten. In dem für 1934 erschienenen Kalender des RKA war des nationalsozialistischen Durchbruchs und Adolf Hitlers mit keinem Wort Erwähnung getan. Essener NatZtg 12. 2.

Die „Ernsten Bibelforscher" sind nunmehr auch in Preußen verboten worden.

In Sachsen sind die Patrone aufgefordert worden, ihre Kirchenplätze der Gemeinde zur Verfügung zu stellen, da jedem Volksgenossen jeder Platz zugänglich sein solle.

An dem auf Anregung des Landesbischofs in jeder Gemeinde in Württemberg einzurichtenden Gemeindedienst beteiligen sich die Deutschen Christen nicht, weil sie nicht in genügender Stärke an der Leitung beteiligt seien. Sie sprachen aus: wer sich gegen den Reichsbischof stelle, stelle sich darum auch unwiderruflich gegen den Nationalsozialismus und das Dritte Reich. Rf KZ 6

Das „Stuttgarter evangelische Sonntagsblatt" ist wegen eines Berichts über „Die evangelische Kirche an der Jahreswende" beschlagnahmt worden.

Die Leitung des Deutschen Evangelischen Frauenbundes hat an Stelle von D. Paula Müller-Otfried Lic. Meta Eyl übernommen.

Heilers „Hochkirche" erscheint unter neuem Titel: „Eine heilige Kirche". 1. Heft Januar—März mit der Sammelüberschrift: „Kirchliche Erneuerung". München, Ernst Reinhardt. 96 S. 2.40 M.

Dr. jur. Hans Berg, Neustreliß, bittet, um außerhalb des kirchenpolitischen Kampfes zum Dienst in der Deutschen Evangelischen Kirche und im Dritten Reich bereit zu stehen, solche, die weder den Deutschen Christen noch ihren Gegnern zugehören oder aus beiden Lagern sich gegenseitig die Hand reichen möchten, im kirchlichen Leben mit ihm eine volksmissionarische Gruppe zu bilden, die für eine evangelische Volkskirche mit reformatorischem Bekenntnis und deutscher Art und für innerkirchliche Gemeinschaftspflege eintritt. Um eine Verbindung herzustellen, will er zweimal vierteljährlich Mitteilungen herausgeben (vierteljährlich 20 Pfennig); Postscheckkonto Hamburg 138 32.

Die Kongregation des heiligen Offiziums hat das Buch Alfred Rosenbergs „Der Mythus des 20. Jahrhunderts" auf den Index gesetzt, ebenso Ernst Bergmanns Buch „Die deutsche Nationalkirche".

Es gibt 2764 deutsche evangelische Gemeinden im Auslande und 2600 gemischte Gemeinden mit deutscher Gottesdienstsprache.

In Oesterreich wurde das „Oberösterreichische Vereinsblatt" wegen eines Artikels „Die Heiligkeit des Eides", sowie Dezember- und Januarnummer des von D. Ulrich herausgegebenen Gemeindeblattes „Der Säemann" wegen Stellungnahme zu dem Verbot an die Pfarrer Mahnert und Putschek, evangelischen Religionsunterricht zu erteilen, beschlagnahmt.

Der Züricher Kirchenrat lehnte den Erlaß eines vom Regierungsrat ihm nahegelegten Verbots des Tragens politischer Abzeichen durch Pfarrer ab, weil das selbstverständlich sei. SchwRf Zt 5

Das Genfer Konsistorium hat der Zeitung „Messager Social" sein Patronat entzogen wegen eines zugunsten des Marxismus stellungnehmenden Artikels von dem früheren Redakteur des „Journal de Genève" und jetzigen Mitarbeiter der „Neuen Zürcher Zeitung", William Martin. SchwRf Zt 6

In der reformierten Kirche in Frankreich können wegen des Pfarrermangels Evangelisten und Stadtmissionare ohne theologischen Studiengang nach Examen vor einer theologischen Fakultät ordiniert werden, so am 17. 1. der seit 30 Jahren in der Mission populaire bewährte Arnold Malan. Rf KZ 6

In Holland ist der Friedenssonntag am 10. Dezember gefeiert worden mit Verlesung der von der holländischen Landesvereinigung herausgegebenen Botschaft von den Kanzeln und Verbreitung durch Presse und Rundfunk. Kirchen am Werk 4

Die evangelischen Polen in Posen und Pommerellen benutzen zwar die deutschen Kirchen mit, schließen sich aber in sechs besonderen Gemeinden zu einer eigenen Diözese zusammen, die der lutherischen Kirche in Warschau unterstellt ist. PZ 6

Das Kloster Horovitza in der Moldau ist zu einem Konzentrationslager für politisierende orthodoxe Geistliche in Rumänien, die mit der Bewegung der „Eisernen Garde" sympathisierten, bestimmt worden. VZ 30

Dänemark unterhält 240, Norwegen 400, Schweden 700 Missionare. Gekauft wurden von diesen 1930: 1900, 11 000 und 6000. Eingeborene Christen 29 000, 156 000 und 85 000, Missionsausgaben in Kronen 1 750 000, 3 000 000, 4 250 000. NAM 1

Die Zeitschriften Kálvinista Szémle und Református Figyelö haben eine Arbeitsgemeinschaft geschlossen. Unter dem Namen Református Elet (Reformiertes Leben) erscheint ein Kirchen-, Gesellschafts- und kirchenpolitisches Wochenblatt, als Magyar Kálvinizmus eine zweiwöchentliche apologetische Rundschau. UPP 1

Weil die Mohammedaner auf dem Platze vor einem berühmten Hindutempel in Kaschmir eine Moschee errichten wollten, fanden blutige Zusammenstöße zwischen Hindus und Mohammedanern statt. VZ 31

Die japanische Regierung hat in den Räumen des russisch geleiteten Gottlosenverbandes in Tokio eine Haussuchung vorgenommen und dann sämtliche Gottlosenvereine verboten und alle Führer verhaftet. PZ 6

Von Personen. Ernannt: Landrat Paul Walker (Danziger Niederung) zum Konsistorialpräsidenten für Brandenburg; Pfarrer Lic. Peter in Wiesbaden und Kirchenrat Trommershausen in Frankfurt a. M., Oberkirchenrat Dr. Müller in Darmstadt zu Pröpsten, Pfarrer Colin in Beerfelden zum Propst für Rheinhessen in Mainz, Pfarrer Lic. Knodt in Offenbach zum Propst für Oberhessen in Gießen; Oberkonsistorialrat Dr. Schmidt zur Nedden zum 2. Vorsitzenden des Oberkirchenrats in Schwerin mit dem Titel „Präsident des Oberkirchenrats". Berufen: Professor Heckel (Bonn) nach Heidelberg. Promoviert: Professor Lic. Hermann Sasse in Erlangen zum D. von Erlangen. Versetzt: Nuntius Pietro Ciciaci von Prag nach Lissabon. In den Ruhestand tritt Oberkonsistorialrat Troschke zum 1. Februar unter Weiterführung des Kirchenstatistischen Amts. Gestorben: Präsident des Württembergischen Landeskirchentags, Generalstaatsanwalt D. Röcker (Stuttgart); der frühere Führer des Volksvereins für das katholische Deutschland, Pfarrer Anton Heinen in Rickelrath (Rheinland); Heinrich Rippler, Redakteur der „Tägl. Rundschau"; Jaakko Gummerus, Bischof von Tammerfors (Finnland), D. Dr. Wilhelm Kähler, Professor der Staatswissenschaften in Greifswald, 1932—33 preußischer Kultusminister. ESt

Verschiedenes

Die Zeit des Kreuzes. In der „Allgemeinen evang.-luth. Kirchenzeitung" Nr. 6 hat Landesbischof D. Marahrens von Hannover zum gemeinsamen Gebet in der Passionszeit aufgefordert. Aus den tiefernsten Worten dieses lutherischen Kirchenführers wird namentlich das folgende Stück auch unseren Lesern zum Herzen sprechen:

Jesus Christus hat mit unerbittlicher Ausschließlichkeit jedem das Jüngersein abgesprochen, der nicht in seiner Nachfolge das Kreuz trägt. Wir können aber vom Christuskreuz nicht reden, geschweige denn es auf uns nehmen, wo wir nicht willens sind, im immerwährenden Gebet uns die Kraft dazu zu erbitten. Darum sagt Martin Luther — und dieses Wort soll uns mit dem Herrnwort zusammen durch die Passionszeit geleiten —:

> Lasset uns in der Kirche mit der Kirche für die Kirche bitten; denn es sind drei Dinge, welche die Kirche erhalten und eigentlich der Kirche angehören. Erstens: treu lehren, zum anderen: fleißig beten, und zum dritten: mit Ernst leiden.

Treu lehren — das ist etwas ganz anderes als Starrheit, als Rechthaberei, als Aufdrängen eines Dogmas. So mag es denen scheinen, deren Herz für die ewige Botschaft nicht aufgeschlossen ist; mag es auch mit Recht sein, wo die Verkündigung von der Vernunft überwuchert ist oder nicht von der Leidenschaft durchglüht, die aus dem inneren Zwang wie ein leuchtendes Feuer hervorbricht und ahnen läßt, daß die Wahrheit größer ist als das dürftige Wort. Wenn unsere Väter von der reinen Lehre sprachen, dann ging es ihnen um die durch nichts getrübte Heilsgewißheit, um das „von Gott aus", für das sie Demut und Gehorsam forderten.

Fleißig beten — der Weg zur Wahrheit macht den Menschen einsam. Am Rande lauert die Gefahr der Verirrung. Hier führt das Beten der Suchenden zusammen, auch wenn die Gemeinschaft unsichtbar füreinander und miteinander vor Gott steht. In dieser Zeit sind wir es einander schuldig, daß wir keinen Beter einsam lassen. Jeder soll sich darauf verlassen können, daß andere, die das gleiche Verlangen im Herzen tragen, sich mit ihm zu solchem Gebet vereinigen. Darum rufen wir in dieser Stunde einander vor allem zum Gebet auf.

Und dann: mit Ernst leiden. Wir alle wissen um die Schwere dieses Gebotes, auch da, wo es um die Kirche und um das Evangelium geht. Wie schwer ist ein klares Eintreten für die Wahrheit, wenn Amt und Stellung bedroht ist oder man mit einem Zugeständnis billigen Frieden erkaufen kann. Viel Elend unserer kirchlichen Lage mag daher kommen, daß wir in den vergangenen Monaten uns nicht unter das Kreuz stellten, unsere menschliche Schwachheit und die der Kirche größer waren als das Vertrauen auf die Kraft der ewigen Wahrheit. Wir sind zurückgewichen und haben Ja gesagt, wo man Nein sprechen und leiden sollte. Und doch sind wir mit Stunden beglückt, in denen wir erfahren durften, wie sehr da Kirche ist, wo wirklich das Kreuz getragen wird, wo man um der Wahrheit willen zu leiden bereit ist. Darum werden wir erst recht in der kommenden Zeit unser Kirchesein darin suchen müssen, daß wir aus Lehre und Gebet die Kraft gewinnen mit Ernst zu leiden.

Vom Kampf in der Kirche. Der Empfang kirchlicher Führer beim Reichskanzler am 25. Januar, der wesentlich dazu beigetragen hat, daß sie sich in ihrer Erklärung vom 27. Januar (vgl. Sp. 148) nach ihrem Zusammensein mit dem Reichsbischof einmütig hinter diesen stellten, ist von dem (zu den Deutschen Christen gehörenden) sächsischen Landesbischof Coch in einer Versammlung in Leipzig am 1. Februar geschildert worden. Darüber berichtet ausführlich die „Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung" Nr. 8, Sp. 179 f. Entscheidende Bedeutung hat danach für den Gang der Verhandlung gehabt, was Ministerpräsident Göring über ein Telefongespräch mitteilte, das Pfarrer Niemöller, der Vorsitzende des Notbundes, unmittelbar vorher gehabt hatte und in dem er einige mißdeutbare Ausdrücke gebraucht hatte. Es war darin auch die Uebersendung eines Memorandums an den Reichspräsidenten erwähnt.

In Blättern und Reden der Deutschen Christen wird mit Genugtuung festgestellt, daß der Sieg von ihnen errungen sei; denjenigen lutherischen Bischöfen, die sich vorher scharf gegen den Reichsbischof gewandt hatten, werfen sie vor, ihr Widerstand sei doch nur politischer Widerstand gegen den heutigen Staat gewesen (vgl. Sp. 232).

Der bayerische Bischof Meiser hat am 28. Januar an den Reichsbischof einen Brief gerichtet (J. K. Heft 4, Sp. 156), wonach er zwar bereit sei, sich für die Autorität des Reichsbischofs einzusetzen; aber die Verordnung vom 4. Januar (CW 74 ff.) halte er nach wie vor für rechtsungültig und bekenntniswidrig; er stelle sich da auf die Seite des Notbunds und der 73 Theologieprofessoren (CW 145).

Der Pfarrer-Notbund schrieb den Kirchenführern z. H. von Bischof Schöffel, Hamburg, am 31. Januar: „Wir sind durch die Kapitulation vom 27. Januar 1934 aufs tiefste betroffen und erschüttert; denn wir können darin nur eine glatte Preisgabe des Evangeliums und damit auch der Kirche sehen. Wir fürchten, daß die evangelische Kirche diesen Schlag nicht überstehen wird; wir fürchten, daß ihr Ende bereits da ist; wir fürchten aber vor allem, daß durch diesen Schritt der zur Führung berufenen Männer eine Verwirrung der Gewissen hervorgerufen wird, die viele Pfarrer und Gemeindeglieder zum Verleugnen führt, wo bekannt werden müßte! Mit menschlichen Mitteln wird daran nichts mehr zu ändern sein, weil die gefallene Entscheidung nicht rückgängig gemacht werden kann ... Wir werden nicht aufhören, auch jetzt, und gerade jetzt, gegen jede bekenntniswidrige Handlung und gegen alle evangeliumswidrige Haltung derer zu zeugen, die die Kirche unter ihr Gewaltregiment gebracht haben, und deren Regiment auch durch die Erklärung der Kirchenführer nicht legitim geworden ist." J K 155.

An den Reichsbischof richtete der Notbund am selben Tage ein Schreiben, wonach die in ihm vereinigten Pfarrer von ihrem Urteil über die Bekenntniswidrigkeit der beanstandeten Gesetze und Verordnungen und über die Evangeliumswidrigkeit des darauf gegründeten Gewalthandelns nicht abgehen können. „Wir erklären nocheinmal, daß es für uns ... nicht um eine Frage der Macht, sondern um die evangelische Wahrheit geht." J K 158.

Die Zahl der wegen Widerstands gegen die Kirchenbehörden suspendierten (und zum Teil bereits in den Ruhestand versetzten) Pfarrer und Superintendenten wird mit 68 oder höher angegeben. Unter den in den Ruhestand Versetzten ist Pfarrer Niemöller in Berlin-Dahlem. Der pommersche Bischof Thom hat den reformierten Superintendenten Konsistorialrat D. Baumann in Stettin beurlaubt. Hiergegen hat das Presbyterium Beschwerde beim Oberkirchenrat erhoben wegen Verletzung der bekenntnismäßigen Rechte der Gemeinde.

Bei dem Disziplinarverfahren gegen Beckmann, Held und Gräber wurden dem rheinischen Konsistorium die Unterschriften von 351 rheinischen Pfarrern überreicht, die den gleichen Bekenntnisakt vollzogen haben wie jene.

Am 19. Februar hielt eine Freie rheinische Synode in Barmen eine Versammlung, die sich in einer Erklärung (Allg. ev.-luth. Kirchenztg. Nr. 8 Sp. 182) scharf gegen die „unter Gewalt und Irreführung im Sommer 1933 entstandenen kirchlichen Körperschaften von den Presbyterien bis zur Nationalsynode" wendet. Schriftwidrigen Maßnahmen des Kirchenregimentes zu widerstehen sei Gehorsam gegen Gott. Zu dieser Synode waren Pfarrer und Laien aus vielen rheinischen landeskirchlichen Gemeinden erschienen.

Der Reichsbischof hat ein kirchliches Außenamt errichtet, das die Beziehungen zu den auswärtigen Kirchen und Gemeinden pflegen soll. Die Leitung erhielt Oberkonsistorialrat D. Heckel, der zum Bischof ernannt wurde.

Ueber den Briefwechsel zwischen dem Vorsitzenden des Oekumenischen Rates, Bischof Bell, und dem Reichsbischof (CW 168) fanden in London Besprechungen statt, an denen u. a. Bischof Heckel teilnahm. Es wurde in Aussicht genommen, die in Bells Brief behandelten Fragen zum Gegenstand weiterer freundschaftlicher Aussprache zu machen. Der Rat der niederländischen Kirchen hat sich dem Briefe des Bischofs Bell angeschlossen.

Als neue Mitglieder des Geistlichen Ministeriums hat der Reichsbischof berufen den Pfarrer Dr. Forsthoff in Mülheim (Ruhr) (uniert), den Direktor des Rauhen Hauses, D. Engelke in Hamburg (lutherisch); die Reformierten soll kommissarisch das bisherige Mitglied des Ministeriums, Weber, weiter vertreten.

Noch ist nicht zu übersehen, in welchem Maße, abgesehen von der Begründung der ADG, es zu Trennungen von der Deutschen Evangelischen Kirche kommen wird. Die erwähnte Freie evangelische Synode des Rheinlands wird von Vielen als Ansatz zur Bildung einer (streng an die Bekenntnisschriften sich bindenden) Freikirche angesehen werden. Ein Aufsatz Niemöllers in der „Jungen Kirche" Nr. 4: „Kirche? — Kirche!" nimmt eine abwartende Haltung ein. Lutherischer Grundsatz ist, daß die äußere Ordnung der Kirche (wie vieles Andere) für den Christen ohne religiöse Bedeutung ist; anders werde es jedoch in statu confessionis, in der Lage des Bekennen-Müssens, d. h. wenn man durch Zustimmung zu irgendwelchen Maßregeln die evangelische Wahrheit verleugne. Es wird sich bald zeigen, in welchem Umfang, Maß und Sinn einige neuere Vorgänge von deutschen evangelischen Christen als die kirchliche Gemeinschaft aufhebend angesehen werden. Die Zahl der Fälle mehrt sich, in denen Kirchenvorstand und Gemeinde verlangen, daß die gemaßregelten Pfarrer ihren Dienst wieder tun.

28. 2. M

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Unverlangten Manuskripten ist, falls Rücksendung gewünscht wird, Porto beizufügen. Eine Gewähr kann nicht übernommen werden.
Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haftgebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Hauser, Gotha — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 12 Pf., größere Anzeigen nach Tarif — D. A. 3000 IV. Vj. 33 — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Sonderkonto Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 17. März

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Burckhardthaus-Verlags G. m. b. H., Berlin-Dahlem, bei. Um freundliche Beachtung wird gebeten!